

## Rezensionen

**Werner Abel/Enrico Hilbert: „Sie werden nicht durchkommen“. Deutsche an der Seite der Spanischen Republik und der sozialen Revolution. Unter Mitarbeit von Harald Wittstock, Friedrich Villis und Dieter Nelles, Band 1, Verlag Edition AV, Lich / Hessen 2015, 569 Seiten – 45,00 Euro.**

Vor achtzig Jahren begann nach dem Putsch reaktionärer Militärs im Juli 1936 ein fast vier Jahre währender blutiger Bürgerkrieg in Spanien. Die prominente Kommunistin Dolores Ibárruri Gómez, genannt La Pasionaria, schickte die Verteidiger der Republik mit dem legendären Ruf „No pasarán!“ – auf deutsch „Sie werden nicht durchkommen“ – in die Schlacht. Eine breite Solidaritätsbewegung führte dazu, daß der bedrängten Volksfrontregierung im Kampf gegen General Franco und seine deutschen und italienischen Verbündeten Zehntausende Freiwillige aus 50 Nationen zur Hilfe kamen. Zumeist handelte es sich dabei um orthodoxe und oppositionelle Kommunisten, Sozialisten, Sozialdemokraten, Anarchisten, Anarchosyndikalisten und Trotzlisten, aber auch um individualistische Internationalisten ohne konkrete politische Bindung.

Sie kämpften mit der Waffe in der Hand in den von der Komintern organisierten Internationalen Brigaden, in den verschiedenen linken Milizeinheiten und in den regulären Verbänden der spanischen Volksarmee. Viele von ihnen unterstützten als Aktivisten linke basisorientierte Projekte der vielerorts eingeleiteten sozialen Revolution oder engagierten sich als Künstler, Schriftsteller und Journalisten an der Seite der legitimen spanischen Staatsorgane. Unter den „Spanienkämpfern“ befanden sich schätzungsweise 4.500 deutsche Frauen und Männer. An sie und an ihren aktiven Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus soll mit dem

lange erwarteten und nun endlich vorliegenden biographischen Lexikon erinnert werden. Explizit hervorgehoben werden muss, dass dieses bisher detaillierteste und umfassendste Nachschlagewerk zum Thema „Deutsche Verteidiger der Spanischen Republik“ weder an einer Gedenkstätte noch in einer universitären Forschungsstelle entstand. Die Recherchen, der Abgleich und die Zusammenstellung der Daten – eine mehrjährige wissenschaftliche Sisyphusarbeit – wurden vorwiegend von zwei Rentnern und einem Krankenpfleger ohne besondere finanzielle Förderung geleistet.

In einem Vorwort erläutern Werner Abel und Enrico Hilbert u. a. die Aufnahmeprinzipien, die Quellenbasis und die Entstehungsgeschichte des Lexikons. So versuchten sie im Gegensatz zur einseitigen Fokussierung der DDR-Geschichtsschreibung auf die sogenannten Interbrigadisten auch möglichst viele „Spanienkämpfer“ zu erfassen, die außerhalb der moskautreuen kommunistischen Bewegung standen und in POUM- und CNT-Einheiten kämpften (z. B. Jakob Altmaier, Vinzenz Eberle, Willy Paul) oder sich im Laufe ihrer politischen Biographie wieder von der KPD getrennt hatten (z. B. Alfred Kantorowicz, Arthur Koestler, Gustav Regler). Berücksichtigung fanden gleichfalls Personen, die in den 1930er Jahre keine Reichsdeutsche waren (z. B. Sudetendeutsche) und Ausländer, die längere Zeit in Deutschland gewohnt hatten und in dieser Zeit in politischen Organisationen aktiv gewesen waren oder nach 1945 in Ost- bzw. Westdeutschland lebten (z. B. Leon Beurton, John Peet, Spanier).

Im Vorwort annonciere die Autoren und Herausgeber auch einen zweiten, ergänzenden Essayband. Reich ausgestattet mit Bildmaterial aus Spanien sollen dort Beiträge „über die verschiedenen Organisationen und Akteure in Spanien“ sowie über die folgenreichen politischen und bewaffneten Auseinandersetzungen innerhalb des antifranquistischen Lager publiziert werden.

Der wissenschaftliche Apparat des biographischen Nachschlagwerkes besteht aus einem Abkürzungsverzeichnis und einer achtseitigen Aufstellung der den „Spanienkämpfern“ zugeschriebenen Parteipseudonyme und Decknamen. Gerade letztere Übersicht ist ein wichtiges Hilfsmittel für die weitere Erforschung der Lebenswege antinazistischer Widerstandskämpfer und von Aktivisten linker Parteien und Organisationen.

Der eigentliche Lexikonteil der Publikation enthält rund 3.500 Namenseinträge und entsprechend der Quellenlage in ihrer Ausführlichkeit unterschiedlich lange Textpassagen zur Biographie oder nur einige tabellarische Lebensdaten. Den Schwerpunkt dieser Ausführungen bilden das Handeln der betreffenden Person im Spanien und ihre politische Vita. Aus kollektivbiographischer Perspektive kam der typische deutsche Spanienkämpfer aus dem proletarischen Milieu. Die mitunter sehr eindrucksvollen und schillernden Biographien belegen aber auch, dass sich viele Vertreter des Bürgertums und anderer sozialer Schichten auf den Weg machten und die Volksfrontregierung in ihrem Ringen gegen die Putschisten aktiv unterstützten (z. B. Hubert von Ranke, Ludwig Renn, Hans Serelmann, Augustin Souchy, Leo Stern).

Besonders verdienstvoll ist, dass die Namen und Biographien vieler Frauen im Lexikon berücksichtigt wurden und damit ihre bisher eher unterbelichtete Rolle im Spanischen Bürgerkrieg eine gewisse Würdigung fand (z. B. Käthe Dahlem, Maria Osten, Angela Selke). Unbekannt ist immer noch, wie hoch genau der Blutzoll war, den die Freiwilligen aus Deutschland erbracht haben. Eine, wenn auch nur annähernde Bilanzierung dürfte angesichts der ungewissen Grablagen und Identitäten der Toten sowie der vielen Vermissten und Verschollenen sehr schwierig sein. Auch Abel und Hilbert äußern sich nicht zu den Opferdimensionen und der annähernden Zahl der Gefallenen.

Nach der Niederlage der Spanischen Republik wurden die besiegten Interbrigadisten in französische Barackenlager interniert sowie ab 1940 einzeln oder in kleinen Gruppen sogar an die Gestapo ausgeliefert (z. B. Franz Dahlem, Heiner Rau, Herbert Tschäpe, Kurt Granzow). Dutzenden oder mehr von ihnen verhalf der amerikanische „Superagent“ Noel Field zur Flucht. Die Sowjetunion ließ dagegen die Masse der notleidenden KPD-Genossen während des Nichtangriffs- und Freundschaftspaktes mit dem Hitlerregime in Frankreich in Stich. 1939/40 und dann nochmal 1943 nahm sie nicht einmal 200 deutsche Spanienkämpfer auf.

Ein beträchtlicher Teil von ihnen kam während des Zweiten Weltkrieges als Fallschirmspringer, Partisanen und Funkagenten zum Einsatz (z. B. Ferdinand Greiner, Bruno Kühn, Gustav Röbelen).

Durch das Lexikon wird erstmals ausführlich dokumentiert, dass nach 1945 nicht wenige linke Bürgerkriegsteilnehmer in Westdeutschland lebten und dort auch politisch aktiv waren (z. B. Willy Brandt, Max Diamant, Kurt Lichtenstein, Siegfried Neumann, Rolf Reventlow).

Angesichts einschlägiger Repressionserfahrungen kehrten viele Internationalisten, die in Organisationen außerhalb der KPD oder der SPD politisch aktiv waren, nicht in ihre alte Heimat zurück und verblieben im Ausland (z. B. Heinrich Beck, Gustav Doster, Max Hodann, Richard Monden).

In der DDR nahmen die Interbrigadisten auf allen Ebenen im Partei- und Staatsapparat leitende Funktionen ein (z. B. Anton Ackermann, Kurt Hager, Erwin Kramer, Willi Kreikemeyer). Überproportional stark waren sie im Bereich des Innenministeriums (z. B. Friedrich Dickel, Herbert Grünstein, August Meyer) und bei der Nationalen Volksarmee (z. B. Gottfried Grünberg, Heinrich Dollwetz, Heinz Hoffmann) präsent. Nur punktuell hatten sie dagegen zentrale Kommandoposten im Staatssicherheitsministerium besetzt

(Erich Mielke, Richard Stahlmann, Wilhelm Zaisser).

Gern möchte der Rezensent der freundlichen Aufforderung der Autoren um „solidarische Kritik“ nachkommen: Im Falle einer überarbeiteten und wahrscheinlich auch erweiterten Neuauflage – wegen der außerordentlich großen Zahl der Personeneinträge vielleicht auf einer CD-ROM – sollte die Auswertung der Quellen sowie die Erfassung und Auflistung der biographischen Daten möglichst nach einheitlichen Prinzipien vorgenommen werden. Eine analoge Vorgehensweise wäre gleichfalls bei der Verwendung bzw. Schreibweise immer wieder auftretender Begriffe, Bezeichnungen, Termini und Fachvokabularien angemessen.

Anzumerken ist, dass eine Reihe von Personen doppelt aufgeführt sind. Bis auf zwei bisher festgestellte Ausnahmen (Borsig – Brosig, Hans Mayer – Johann Maier) resultieren diese Mehrfachnennungen aus den noch vorhandenen Defiziten bei der vielfach sehr mühseligen verlaufenden Aufklärung und Zuordnung der Decknamen und Pseudonyme (z. B. Georg Fichte – Georg Wolff, Fritz Golz – Friedrich Fränken, Otto Glaser – Joseph Lechky, Erwin Lüdersdorf – Ernst Zimmermann, Sigmund Nilsen – Rudolf Stender). Dies mag auch der Hauptgrund für die wahrscheinliche Verwechslungen einiger bürgerlichen Klarnamen mit den Nomen de guerres gewesen sein (z. B. Bert Ramin – Hubert Ramm, Tobias Groß – Franz Schadl). Darüber hinaus muss berücksichtigt werden, dass eine unbekannte Zahl von Interbrigadisten mit der Identität und eventuell auch mit den echten Ausweispapieren von Personen aus der Sowjetunion nach Spanien kam, die nur wenige Monate später im Moskauer Exil Opfer des stalinistischen Massenterrors wurden (z. B. Walter Bitter, Willi Löwe, Karl Serotzki).

Empfehlenswert ist weiterhin ein offener und sachlicher Umgang mit der Betätigung der „Spanienkämpfer“ beim und für

das MfS. Lediglich nur in einem Biographieeintrag die inoffizielle Mitarbeit beim Staatssicherheitsdienst der DDR zu erwähnen, wirkt sehr unglaubwürdig. Auch bei einigen „Hauptamtlichen“ könnten die sehr allgemein gehaltenen Vermerke zu ihrem klandestinen Arbeitsgeber, ihren geheimpolizeilichen Aufgaben und militärischen Dienstgraden ohne größeren Aufwand konkretisiert werden.

Abschließend soll festgestellt werden, dass es ein unübersehbarer Gewinn für die Geschichtswissenschaft wäre, wenn Werner Abel und seine Mitstreiter das bisher sehr ertragreiche Recherche- und Forschungsprojekt „Deutsche Spanienkämpfer“ ungeachtet aller anstehenden Schwierigkeiten fortführen könnten. Bei der Realisierung ihres ambitionierten Vorhabens wünscht ihnen der Rezensent tatkräftige Unterstützung durch interessierte Historiker und engagierte „Biographieforscher“.

*Peter Erler*

**Martin Sabrow: Erich Honecker. Das Leben davor, 1912 – 1945. C.H.Beck, München 2016, 624 Seiten, 27,99 €.**

Seit zwei Jahrzehnten verkündet Martin Sabrow, wie die DDR zu erforschen sei, nämlich mit all ihren „Dilemmata und Paradoxien ihrer realen Vielgestaltigkeit“. Denn, so meinte er 1998, „weniger die klaren Konturen totaler Herrschaft als vielmehr Aporien, Antinomien und Paradoxien prägten die Entwicklung dieses Staates. Je nachdem, unter welchem Blickwinkel sie betrachtet wird, ändert sie ihre Gestalt.“ Nun hat er endlich einen Selbstversuch an Erich Honecker gewagt, den er in einer Vorankündigung 2012 als „blassen Diktator“ charakterisierte. Von den zu früheren Zeiten geforderten Graustufen, die es im Geschichtsbild der DDR auszumalen gelte, bleibt in der nun erschienenen Honecker-Biographie nur noch wenig übrig. Erich Honecker gerät dem Biographen erstaunlich eindimensional: „Der eingefrorene Erfahrungsschatz des politischen Kampfes bis 1935, von

dem Honecker in der langen Haftzeit gezehrt hatte, lieferte ihm auch nach 1945 den bis zum Schluss nicht mehr veränderten Orientierungsrahmen seines politischen Handelns.“ Sabrow meint am Ende, daß Honecker mit „Rigorousität“ den „geschichtlichen Wandel seit den dreißiger Jahren aus seiner Denkwelt ausblendete“ und „sich damit selbst von anderen Parteifunktionären seiner Generation wie Kurt Hager, Alfred Sindermann oder Alfred Neumann“ unterschieden habe, die sich „ungeachtet ihrer gleichermaßen dogmatischen Verhärtungen einen Rest von Gespür für den Wandel der Zeit bewahrt“ hätten. So, so, Kurt Hager und Alfred Neumann sollen ein „Gespür für den Wandel der Zeit bewahrt“ haben – Hager, der 1995 der DKP beitrug und Neumann, der geradezu beleidigt war, als es im Prozeß gegen die Verantwortlichen des DDR-Grenzregimes aus Altersgründen zu keiner Anklage gegen ihn kam. Mit „Alfred Sindermann“ liegt Sabrow vornamensmäßig falsch – der Mann hieß Horst – aber der Sache nach richtig, denn Horst Sindermanns „Gespür für den Wandel“ ging immerhin so weit, daß er kurz vor seinem Tod im April 1990 die friedliche Revolution ausdrücklich nicht als Werk der Konterrevolution verdammen wollte, sondern als Volksaufstand gegen die SED anerkannte.

„Alfred“ Sindermann ist übrigens nicht der einzige, dessen Vorname Sabrow nicht geläufig ist. An anderer Stelle taucht als Gewährsmann für die „vieldiskutierten und nie beantworteten Fragen“ zu Honeckers Verhaftung durch die Gestapo und „ob Verrat im Spiel war“ ein Belastungszeuge namens „Kurt Schirdewan“ auf, der immerhin aber an anderer Stelle des Buches mit seinem korrekten Vornamen Karl Erwähnung findet. Ebenfalls mit falschem Vornamen kommt „im Leben davor“ der später in der Sowjetunion ermordete Thälmann-Sekretär Erich Birkenhauer daher, er heißt bei Sabrow „Werner Birkenhauer“. Sabrow mutmaßt, Honecker habe

„den Namen des Thälmanns Sekretär später nicht mehr in den Mund“ genommen, „was mit dessen weiteren Schicksal in Moskau zusammenhängen“ könne. Nun ist zwar nicht belegt, ob und wann sich Honecker über Erich Birkenhauer mündlich äußerte, belegt ist aber, daß Erich Birkenhauer zusammen mit anderen Opfern des Stalinismus in dem vom SED-Generalsekretär am 25. Mai 1989 mit dem Vermerk „Einverstanden mit Seite 1-1300“ zum Druck freigegebenen 2. Band der SED Geschichte als „verdienstvoller Parteiarbeiter“ genannt wird, mit dem Hinweis, er sei in der Sowjetunion einer „verbrecherischen Praxis“ zum Opfer gefallen, „die sich in Massenrepressalien, im spurlosen Verschwindenlassen von Bürgern, in Erschießungen, in der Einweisung in Straflager, in Verbannung äußerte“.

Leicht verrechnet und verschrieben hat sich Sabrow gleich auf der ersten Seite seiner „Einleitung: Erich Honecker erzählen“ bei der zeitlichen Zuordnung der Hängung von Honecker-Bildern in den Amtsstuben der DDR: „So hing das Bild des von Erich Honecker verkörperten SED-Regimes fast zwanzig Jahre lang in den Amtsstuben der Parteistellen und der Dienstbehörden des zweiten deutschen Staates – das zeitlose Porträt einer Macht, die nicht vom Zuspruch ihrer Anhängerschaft getragen war und durch die nicht Begeisterungskraft eines Volkstribunen schimmerte, sondern allein die Stärke der sozialistischen Einheitspartei und ihrer bürokratischen Gewalt.“ Nun hing sicher nicht das „Bild des von Honecker verkörperten SED-Regimes“ in den Amtsstuben, sondern vielleicht ab 1971 in den Parteibüros das Bild Honeckers. In den Amtsstuben jedenfalls hing es nicht „fast zwanzig Jahre lang“, denn obwohl Erich Honecker 1971 als Erster Sekretär des ZK der SED in der Partei zum ranghöchsten Funktionär aufstieg, blieb Walter Ulbricht Staatsratsvorsitzender und damit bis zu seinem Tod im August 1973 formell auch Staatsoberhaupt. Seine Nachfolge als

Staatsratsvorsitzender und Staatsoberhaupt trat zunächst Willi Stoph an, dessen Bild dann in den Amtsstuben hing. Erich Honecker ließ sich erst am 29. Oktober 1976 zum Vorsitzenden des Staatsrates küren. Seine Amtsstuben-Hängung dauerte also nicht einmal 13 Jahre. Auch Sabrows Zuschreibung von „zwei Jahrzehnten seiner Amtstätigkeit als SED-Generalsekretär“ ist falsch, bis 1976 lautet Erich Honeckers Parteiamt „Erster Sekretär“ des SED-Zentralkomitees und erst dann kam er als Generalsekretär daher.

Zwar wiederholt Sabrow nicht seine 2012 aufgestellte maßlose These, „zusammen mit Mittag und Mielke beherrschte Honecker 18 Jahre lang die Republik in einer Machtfülle wie kein anderer Herrscher in der jüngeren deutschen Geschichte, Ludendorff und Hitler eingeschlossen“, aber er zückt einen anderen Systemvergleich: „Während die charismatische Aura des faschistischen Diktators in der propagierten Einzigartigkeit der Führungspersönlichkeit hervortrat, verehrte die politische Kultur des SED-Regimes noch im Individuum das Ganze“. Deswegen interpretiert er das zu DDR-Zeiten offiziell ausgehängte Honecker-Bild als „Gesicht der Gesichtslosigkeit kommunistischer Herrschaft“. Womit wir bei dem eigentlichen Anliegen des Biographen angelangt wären. „Die Ankunfts- und Bewährungsbiographien der politischen Elite“ hätten „dem Aufbau des Sozialismus mehr als nur ein scheinbar individuelles Gesicht“ gegeben. Sie seien „zugleich der Ort, an dem das kulturelle Kapital der eigenen Lebensgeschichte zu Lebzeiten der DDR in politische Münze verwandelt oder auch nach 1989 vor der völligen Entwertung geschützt werden konnte“. Erich Honecker habe „aus der modellhaften Makellosigkeit seiner kommunistischen Vita“ wie auch sein „Ziehvater Walter Ulbricht“ einen „wesentlichen Teil der Legitimation“ geschöpft, „die ihm den Weg an die Spitze des ostdeutschen Staates zu ebnen half“. Da nach Sabrows Lesart Honeckers „politischer und persönlicher Werdegang zur

Kernzone der Staatsdoktrin“ gehörte, könne „eine lohnende Nachzeichnung des Lebensweges“ bis zu seiner politischen Nachkriegskarriere „nicht so sehr darauf zielen, die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte zu ergründen, sondern muss vielmehr die Spiegelung der Geschichte in der Persönlichkeit verfolgen. Das Interesse der Untersuchung gilt nicht Honeckers Entwicklung zum ostdeutschen Repräsentanten der kommunistischen Weltordnung, sondern seiner Jugend im Leben davor und dem hartnäckigen Bemühen, über dieses Leben nachträglich Deutungshoheit und Faktenmacht zu gewinnen.“ So lasse sich „die Jugendgeschichte des Altkommunisten Erich Honecker [...] nicht anders erzählen als in ständiger Auseinandersetzung mit ihrer autobiographischen und parteiamtlichen Beherrschung in der DDR“. Wer meinte, die Widerspiegelungstheorie sei erledigt, wird hier eines Besseren belehrt. Als „Spiegelung der Geschichte in der Persönlichkeit“ kommt sie nun biographietheoretisch daher.

Es fragt sich, warum der Biograph so viel Aufhebens um die seit langem bekannte und von ihm auch erwähnte „biographische Triftigkeit“ der Selbstauskünfte Honeckers treibt und um den Tatbestand, daß die offiziellen Kaderbiographien kommunistischer Machthaber nicht mit deren realen Lebensgeschichten deckungsgleich übereinstimmen. Eine Gegebenheit, die übrigens nicht nur für kommunistische Autobiographien gilt, sondern für allerlei Autobiographisches aus anderen politischen Lebenswelten auch. Wie dem auch sei, wer sich für den jungen Honecker in Wiebelskirchen, seinen Weg zum Kommunisten und Stalinisten interessiert, für seine Kampfzeit gegen die Nazis und seine Überlebensstrategien in der Nazihaft, kann Sabrows Einleitung mit ihrer geschraubter Theoriehuberei links liegen lassen wie auch die sich anschließende ausufernden Ableitungen des schweizerischen Stammbaums der Bergbauernfamilie Honegger seit dem 17. Jahrhundert und

mit Seite 44 des Buches zur Sache Honecker kommen. Von da an begibt sich der Biograph nämlich tief in das reichlich vorhandene Quellengut über seinen Protagonisten und fördert manches Puzzlestück der Honecker-Vita zutage, das den Mann keineswegs unsympathischer macht. Ohne Fehl und Tadel war er nicht, aber mutig und bereit, sich wie auch Andersdenkende seiner Generation größter Gefahren für seine Überzeugung auszusetzen. Die „politische Münze“, die ihm das später nach der bösen Auslegung seines Biographen einmal einbringen würde, hat er dabei sicher nicht einkalkuliert. Ob und wie weit er bei seiner Lebensbeschreibung mit „dem Prinzip der Dekontextualisierung“ ihm Unangenehmes ausblendet und „nach narrativem Schulterchluss mit bereits veröffentlichten Erinnerungen von Weggefährten und Beobachtern“ suchte, sei dahingestellt. Eine falsche Biographie hat sich Erich Honecker jedenfalls nicht zugelegt und Sabrows These, „der eingefrorene Erfahrungsschatz des politischen Kampfes bis 1935“ habe Honecker einen „bis zum Schluss nicht mehr veränderten Orientierungsrahmen seines politischen Handelns“ geliefert ist eine akademische Kapriole, die schließlich in der ultimativen Behauptung gipfelt: „Stalin blieb Honeckers Fels in jeder Brandung seines politischen Lebens.“ Doch wie konnte dem „blassen Diktator“ dann im geplanten und von ihm genehmigten 2. Band der SED-Geschichte die Passage über die Säuberungen in der Sowjetunion durchschlüpfen, in der sein „Fels in jeder Brandung“ einer „verbrecherischen Praxis“ bezichtigt wird. Ausdrücklich werden in dem von Honecker zum Druck freigegebenen Geschichtsbuch Stalin, Jeshow und Berija als die Verantwortlichen „einer verbrecherischen Praxis, die sich in Massenrepressalien, im spurlosen Verschwindenlassen von Bürgern, in Erschießungen, in der Einweisung in Straflager, in Verbannung äußerte“, genannt. Honeckers „Narrative“ waren wohl doch nicht ganz so einfältig, wie sein Biograph meint.

Nicht eingelöst hat der Biograph seine Vorankündigung von 2012, er werde in seiner Honecker-Biographie den von ihm geprägten „Begriff der Konsensdiktatur [...] gern am Beispiel Honeckers mit biographischem Leben füllen“. Das darf dann wohl für die noch ausstehenden Teile der Sabrowschen Honecker-Biographie erwartet werden.

*Jochen Staadt*

**Fühmann, Franz: “Träumen und nicht verzweifeln”. Briefwechsel mit Kurt Batt (Die Briefe, Band 1). Rostock: Hinstorff Verlag 2016, 205 Seiten, 22,00 €.**

Zugegeben, ich hätte dieses Buch auch unbesehen positiv rezensiert, so eindrucksvoll und unterstützenswert ist das Vorhaben des Hinstorff-Verlages. Hinstorff, dessen Angebot bereits die achtbändige Werkausgabe Franz Fühmanns neben zahlreichen Kinderbüchern und Veröffentlichungen aus dem Nachlaß umfaßt, gibt eine siebenbändige Auswahl aus den über 10 000 erhaltenen Briefen des Schriftstellers heraus. Der erste Band dieses ambitionierten Projektes ist nun erschienen und präsentiert den Briefwechsel Franz Fühmanns mit dessen Lektor Kurt Batt.

Der Literaturwissenschaftler Hans-Jürgen Schmitt bezeichnete die Fühmann-Korrespondenz zurecht als “ein literarisches Werk in Briefen” und hob die Sorgfalt hervor, mit der Fühmann Briefe wie schriftstellerische Arbeiten oft zunächst ins Unreine schrieb und mehrmals überarbeitete. Seine Schreiben an Kollegen, Wissenschaftler, Künstler, Journalisten und junge Autoren sind von beeindruckender gedanklicher Tiefe und spitzen “die Fragen, die ihn bedrängten, aufs äußerste zu” (Christa Wolf). Selbst wenn die Ernsthaftigkeit zuweilen in Komik und Spiel umschlägt, findet sich in den Briefen “kein Satz, hinter dem nicht die ganze Person steht” (Klaus Schlesinger). Zwei Publikationen würdigen bereits den Briefsteller Fühmann. 1994 erschien die gut

600 Seiten starke, kommentierte Auswahl *Briefe 1950–1984*, die Hans-Jürgen Schmitt besorgte. Ein Jahr später gab Angela Drescher Fühmanns Briefwechsel mit Christa Wolf heraus (*Monsieur – wir finden uns wieder*). In beiden Büchern wird der zeitgeschichtliche Zeugniswert der Fühmann-Briefe hervorgehoben. Christa Wolf wollte ihre und Fühmanns Korrespondenz der “Unkenntnis über die konkreten Umstände, unter denen in der DDR Literatur entstand und Schriftsteller miteinander umgingen” entgegenstellen, und Hans-Jürgen Schmitts Edition wurde nach dem Grundsatz konzipiert, “Briefe als wichtige Selbstzeugnisse Fühmanns und zugleich als erhellende Dokumente für die literarische und kulturpolitische Situation der DDR auszuwählen”. Es spricht für das literarische Feingespür von Klaus Schlesinger, daß er in einer Rezension zu Schmitts Auswahl die Briefe Fühmanns an Kurt Batt besonders hervorhob, weil diese “ganze ästhetische Kompendien aufwiegen” würden.

Kurt Batt begann 1959 beim Hinstorff-Verlag als Lektor zu arbeiten, bereits nach zwei Jahren stieg er zum Cheflektor auf. Schwerpunkte seines herausgeberischen und literaturwissenschaftlichen Schaffens waren die niederdeutsche Literatur des 19. Jahrhunderts – er hatte über Fritz Reuter promoviert – und die Gegenwartsliteratur des deutschsprachigen Raumes, die er als Literaturkritiker begleitete, der sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik wahrgenommen und geachtet wurde. Seine ästhetische Bildung und sein Mut zum literarischen Experiment gingen im Hinstorff-Verlag eine produktive Verbindung mit dem Geschäftssinn und dem Verhandlungstalent des Verlagsleiters Konrad Reich ein. Dieser charakterisierte Batts Arbeit in einem Nachruf als stetiges Ausweiten und Vertiefen des Vorhandenen. “Das Beharren auf dem einmal Erreichten, das war nicht seine Sache.” Die Gespräche mit Batt seien von dessen “Bereitschaft zum Mit-Denken und Widersprechen” geprägt gewesen, erinnerte sich

Franz Fühmann. Sie zielten “auf Arbeit auch da, wo sie Privates zu betreffen schienen, und ihr Ergebnis war immer in Sätze und Seiten gerinnende Arbeit, die Stoff zu neuem Sprechen bot”. Nicht nur Hinstorff hatte ein besonderes Verhältnis zu Fühmann, von dem beispielsweise der Verlagsalmanach *trajekt* aus dem Jahr 1972 zeugt. Das dem Autor zum 50. Geburtstag gewidmete Büchlein enthält neben vielen Glückwünschen und Beiträgen zum Werk auch die erste Fühmann-Bibliographie sowie eine Vorveröffentlichung aus dem *Ruppiner Tagebuch* (2005). Auch Fühmann trat für Hinstorff und besonders für Kurt Batt ein. Gemeinsam mit Konrad Reich gab er 1978 den wichtigen Band *Widerspruch und Übereinkunft* heraus, der den beeindruckenden Umfang des wissenschaftlichen Schaffens von Kurt Batt präsentiert. Die veröffentlichten Aufsätze und Reden reichen thematisch von grundsätzlichen Überlegungen zur Literaturkritik über Georg Christoph Lichtenberg und Jeremias Gotthelf, Georg Lukács und die Expressionismusdebatte bis zur *DDR-Literatur heute*. Diese Nähe, die Fühmann in seinem Festvortrag *150 Jahre Hinstorff* mit der Empfindung von “Heimat” verglich, begründete er mit dem “schöpferische[n] Klima” im Verlag, das entstehen konnte, weil dieser seine Rolle als Mittler zwischen den “Interessen der Staatsmacht gegenüber dem Autor” und den “Interessen des Autors gegenüber der Staatsmacht” ernst genommen habe. Doch das “Mittlertum als Prinzip” verlangte hohe menschliche Kosten. Der Schriftsteller Joachim Seyppel beschrieb die Arbeit Kurt Batts als kafkaesken Balanceakt, den der Cheflektor “auf der Literatur stehend, mit der Bürokratie auf dem Kopf, unter sich den Autor, rechts und links Rezensenten und Leser”, aushalten mußte, was zu Alkoholmißbrauch und beruflich bedingten Krankheiten geführt habe.

Von 1973 an, als Hinstorff den in der DDR umstrittenen Stücktext *Die neuen*

*Leiden des jungen W.* von Ulrich Plenzdorf veröffentlichte, stand der Verlag in einem Dauerkonflikt mit der Rostocker Parteileitung. Diese suchte ihre Einflußmöglichkeiten im Verlag zu steigern und rieb sich besonders an der Person Kurt Batts, der sich beharrlich weigerte, der SED beizutreten. 1974 mußte er seinen Posten räumen, nahm eine Gastdozentur an der Humboldt-Universität an und betreute als freier Lektor weiterhin sieben seiner Autoren, unter ihnen Franz Fühmann. Die Verletztheit und Ohnmacht waren ihm anzumerken, erinnerte sich Klaus Schlesinger. Am 20. Februar 1975 starb Batt im Alter von 43 Jahren an Herzversagen. Franz Fühmann schrieb an Annetta Auer: "Es hätte nicht sein müssen. Man hat ihn gehetzt."

Wie ich eingangs erwähnte, hätte ich also die neue Veröffentlichung des Hinstorff-Verlages auch ungesehen positiv rezensiert, weil ich die umfangreiche Edition der Fühmann-Briefe befürworte und weil ich mich freue, daß nach 36 Jahren wieder Texte von Kurt Batt erscheinen. Ich habe das Buch aber gelesen und so kommt ein dritter Grund für mein positives Votum hinzu: Es handelt sich nämlich um einen ganz wundervollen Briefwechsel, der weniger von den "Umständen", unter denen Literatur entstand oder von der kulturpolitischen Situation der DDR zeugt, als vom literarischen Schreiben selbst. Will man ihm ein Motto geben, so kann Fühmann zitiert werden: "Ich glaube, daß wir mit der Zielsetzung: ‚Literatur, nicht Instrument‘ entscheidend richtig liegen."

Dieser Satz gehört zu den Planungen für ein Gespräch, das für die Zeitschrift *Sinn und Form* geführt werden sollte. Kurt Batt schlug, verärgert über die literaturkritischen Reaktionen auf *22 Tage oder Die Hälfte des Lebens*, am 27. Dezember 1973 einen öffentlichen Austausch in Gesprächsform vor, weil "sich ja manches angesammelt" habe. Armin Zeisler, der stellvertretende Chefredakteur von *Sinn und Form*, soll von der Idee "sehr ange-tan" gewesen sein und habe es "so bald

wie möglich bringen" wollen. Im Mai 1974 begannen die inhaltlichen Planungen. Um eine "Tendenz zur Unendlichkeit" zu vermeiden, schlug Batt vor, einen "Fahrplan" zu entwerfen, und Fühmann bezeichnete daraufhin den Gegenstand des Gesprächs mit der Kurzformel "Literatur nicht Instrument". Einen Monat später war der "Fahrplan" fertig und umfaßte unter anderem die Punkte "Autonomie des Kunstwerks und sein nicht-instrumenteller Charakter", "Wandlung, ‚Umdrehen‘; Ganzheit des Oeuvres oder Brüche", "Kritik als ‚gesellschaftliche Erscheinung‘ und Literaturkritik" sowie "Mythos". Auch wenn dieses Gespräch nicht zustande kam, so bezeichnen die genannten Themen doch den Inhalt ihres Briefwechsels. Auf diese Weise wurde der Dialog geführt und für die Nachwelt überliefert.

Gewöhnlich kreisen Briefe zwischen Autoren und ihren Lektoren um bestimmte Buchprojekte und sind deshalb für die Rekonstruktion von Schaffensprozessen ertragreich: Schreibideen werden ausgelotet, Anregungen formuliert, der Fortschritt eines Manuskriptes angemahnt, Korrekturen eingearbeitet, der Titel diskutiert, die Buchpräsentation geplant, die Kritiken besprochen – all dies findet im Austausch zwischen Fühmann und Batt auch statt, doch es wird neben der Arbeitskorrespondenz eine zweite Art von Briefen gewechselt, in der zwei einander hochachtende Autoren einen Dialog über Fragen des literarischen Schreibens führen und aus dem die Idee für das *Sinn und Form*-Gespräch hervorgegangen war.

Die Arbeitskorrespondenz zeugt von einem hohen Schreibpensum Fühmanns in mehreren, parallel verfolgten Projekten, von denen vieles bis heute unveröffentlicht ist. Die Bandbreite reicht von *Kabelkran und Blauer Peter* über *Der Jongleur im Kino oder Insel der Träume* und *22 Tage oder die Hälfte des Lebens* bis zum *Prometheus*-Roman und dem erst 1988 erschienenen Traumbuch *Unter den PARANYAS*. Allein für das Manuskript von *22 Tage oder Die Hälfte des Lebens*

(1973) schickte Fühmann 14 oft mehrseitige Briefe mit Korrekturen oder umfangreichen Streichungen, zum Teil an Batts Privatadresse, "daß Sie auch ein bißchen kennenlernen, wie das ist, wenn man keinen Feierabend hat".

Die poetologisch orientierte Auseinandersetzung fand dagegen in einem eigenen Briefwechsel statt. Dies war intendiert und wurde als solches auch von den Briefpartnern reflektiert. Ausgangspunkt waren Überlegungen, die Kurt Batt nach der Lektüre der *Gewitterblume* (1971) formulierte. In ihnen sind das "Element des Poetischen" und die Verbindung von Poesie und Katastrophenbewußtsein zentrale Themen, denn hier treffen sich die literaturästhetischen Vorstellungen beider Briefsteller. Für Kurt Batt bestand der Gewinn der zeitgenössischen DDR-Literatur in einer "Kunstprosa", die sich "überflüssig gewordener informativer und didaktischer Komponenten" entledigte, eine literarische "Märchengesellschaft" sei "innerhalb unserer vorfindlichen wissenschaftlich-technisch rationalisierten Welt" im Entstehen (*DDR-Literatur heute*, 1972). Fühmanns Prosa eröffnete einen Zugang zu dieser Märchenwelt. "Poesie, wohin Sie nur blicken", schloß dieser einen Brief an Batt, in dem er sein Arbeitsumfeld in der Rigaer Straße beschrieb: "die Kinder spielen vorm Ladenfenster Seeschlacht, wir drohen ihnen mit dicken Hegelbänden, gegenüber zerschneidet ein schwächtiges Mädchen tote Schweine und ein Stückchen dahinter hat eine alte Frau einen kleinen Finsternishandel." Wichtig für das Verständnis von Batts Position ist aber, daß dieses "innerhalb" eine spannungsvolle In-Bezug-Setzung meint. Als "schwärmerisch verhüllte Ideologie" bezeichnete er den Versuch der "Wiederherstellung einer doch unwiederbringlichen Poesie des Lebens" etwa in Gestalt von Kindheitsidyllen. Fühmann mache aber, schrieb er diesem, "in einem Reservat des elementar Poetischen, der Kindheit nämlich, dessen höchst vertrackte Zerstörung dingfest". Die Poesie

könne "sich nur noch unter dem Bild der Katastrophe begreifen", und der "Bezug auf Grundmuster von Mythos oder Märchen" mache "die menschlichen Gattungsprobleme sichtbar". Hier setzt Fühmanns Verständnis von Literatur als "Menschenhilfe" an, wie er es in seiner Rede über *Literatur und Kritik* (1974) ausführte: Literatur habe die Aufgabe ihrer Gesellschaft durch die "Widerspiegelung der Gesamtheit menschlicher Existenz" zu dienen. Ihr "Gegenstand wie ihr Prüfstein ist die menschliche Erfahrung". Daß es auch ein Dienen wider alle Erfahrung gibt, beschrieb Fühmann in seinem Essay über Hoffmanns *Ignaz Denner* (1979) und die Frage liegt nahe, ob auch der Dienst an der Gesellschaft ein Dienen sein kann, "daß es einem schaudert?" Zum Verständnis der Gegenüberstellung von "Literatur" und "Instrument" ist deshalb der Bezug auf "Erfahrung" wichtig, und diese macht Fühmann im Briefwechsel mit Batt stark: Literatur werde dann nicht zum Instrument eines didaktisch sich äußernden Wunschdenkens, wenn sie "nichts Menschliches" ausblende, weder "individuelle Erfahrung" noch "uralte Kollektiverfahrung". "Als Instrument des Wunschdenkens muß sie versagen. Sie kann Erfahrung mißbrauchen, aber nicht suggerieren." In der literarischen Kommunikation erkennen sich nach diesem Modell Leserinnen und Leser in der Gestaltung von Freuden, Nöten, von Alltagsgeschehnissen und Umbruchssituationen wieder; sie finden Möglichkeiten der Versprachlichung und des Austausches, letztlich der Selbstvergewisserung. Eine kollektive Auseinandersetzung mit eigenen Erfahrungen wird um so mehr angestoßen, als die Literatur von Chancen der Bewältigung und Überwindung zeugt, ohne diese zu dekretieren. Mit Blick auf Fühmanns Aufsatz *Das mythische Element in der Literatur* (1975) läßt sich zuspitzen, daß die zweckgerichtete Gestaltung bloß behaupteter Erfahrung der "kathartischen Funktion der Kunst" und ihrem gesellschaftlichen Dasein zuwiderläuft, denn

beides beruht auf der "Wahrheit des Sagens ,was ist"."

Diese Korrespondenz zwischen Fühmann und Batt umfaßt darüber hinaus Überlegungen zum Schlüsselwort "jäh", zum Thema "Übergang" und "Umschlagspunkt" sowie "freien Fabulieren". Ihre Konzentration auf poetologische Fragestellungen ist darin begründet, daß Kurt Batt seine Briefe als "Beiträge zu einer ästhetischen Physiognomik Fühmanns" verstand, aus denen ein "Fühmann-Essay", später gar eine "Fühmann-Monographie" hervorgehen sollten. Batt erfuhr über den Briefwechsel die Resonanz, die seine Interpretation des Fühmann-Werkes beim Autor hervorrief, er diskutierte Thesen und klärte Verständnisprobleme. Und Fühmann unterstützte dies, "denn das mir zu meiner Arbeit etwas aus ihrer Feder das Willkommenste und Erwünschteste wäre, brauche ich nicht ausführlich zu sagen".

Im Rahmen der gemeinsamen Arbeit an der Herausgabe der Briefe Ernst Barlachs verständigten sich Batt und Fühmann darüber hinaus über das Genre des Autorenbriefs. In seinem Aufsatz *Barlach als Epistolograph* charakterisiert Batt, wenn er über den "Austausch zwischen dem Dichter und dem Theoretiker" schreibt, implizit auch seine und Fühmanns Rolle: Der Theoretiker werde "auf den Schaffensprozeß selbst gelenkt [...], da er sonst nur über dessen Ergebnisse reflektiert, während umgekehrt der Dichter zur intellektuellen Positionsbestimmung angehalten wird und dadurch seinem Schaffen einen höheren Grad an Bewußtheit gibt". Wenn Batt mit den Worten "Dienst und ernsteste Verantwortlichkeit" Barlach zitiert, was meine, "eigenes Wissen und eigene Erfahrung nach bestem Können dem Partner [zu] übermitteln", so trifft er sich hierbei nicht nur mit Fühmanns eigenen Überlegungen zum Briefsteller Barlach (vgl. Hans Richter: *Franz Fühmann – Ein deutsches Dichterleben*. Berlin und Weimar 1992, S. 263 f.) sondern auch mit den zentralen Begriffen, die Fühmann in seinen Briefen an Batt verwendet: "Dienen",

meine "Erfahrung zeigen, die ganze Erfahrung". Neben Barlach wird im Briefwechsel auch Fritz Reuters Korrespondenz mit seinem Verleger erwähnt, die Batt Fühmann zuschicken wollte, und unter dem Stichwort "Verlegerzucht" Thomas Bernhards spannungsgeladene Beziehung zu Siegfried Unseld. Batt und Fühmann waren sich also sowohl der möglichen Fallstricke ihrer Zusammenarbeit als auch der Wahrscheinlichkeit späterer Leser ihres Briefwechsels bewußt, vielleicht ging es ihnen deshalb um so mehr darum – mit den Worten Christa Wolfs – "das Wichtige schnell vom Vergänglichen zu trennen und, was Sache der Literatur ist: das Unkenntliche kenntlicher zu machen" (Nachwort zu *Monsieur – wir finden uns wieder*).

Von daher ist es nur schlüssig, daß dieser Briefwechsel auch veröffentlicht wird, und die Herausgeberinnen Barbara Heinze (Akademie der Künste) und Jörg Petzel (E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft) haben sich die beschriebene Konzentration auf das Gebiet der Literatur zu eigen gemacht. Hervorzuheben sind die umfangreichen werksbiographischen und mythologischen Kenntnisse, mit denen sie in 407 Fußnoten den Briefwechsel kommentieren. 20 der insgesamt 70 Briefe Fühmanns aus den Jahren 1959 bis 1974 sind bereits in der Briefe-Ausgabe von Hans-Jürgen Schmitt publiziert worden, und es ist aufschlußreich, die Anmerkungen in den verschiedenen Editionen zu vergleichen. Während Schmitt bei der Erwähnung eines Buches von Ernst Bloch durch Fühmann ausführt, daß Blochs Werke 1970 nur noch mit Sondergenehmigung in den Bibliotheken der DDR einsehbar waren, erklären Heinze und Petzel, um welchen Titel von Bloch es sich hier überhaupt handelt. Ähnlich verfahren sie auch bei Otto Gotsche. Fühmanns Wertung von Gotsches *Mein Dorf* als: "Gott ist das eine Scheiße", wird von Schmitt überpointiert durch die Anmerkung: "Otto Gotsche (1904 Wolferode bei Eisleben): Ulbrichts Sekretär von 1960 bis

1971. [...] Sein literarisches Werk hinterließ keine ‚Tiefen Furchen‘, wie sein erster Roman (1949) über die Bodenreform hieß.“ Heinze/Petzel erklären dagegen mit sympathischer Beharrlichkeit: “Gemeint ist der Schriftsteller Otto Gotsche (1904–1985) und sein Buch ‚Mein Dorf. Geschichten und Geschichte‘. Mitteldeutscher Vlg., Halle/Leipzig 1974.“ Und doch hat diese betont sachliche Kommentierung ihre Leerstellen. Wünscht Fühmann Batt am 22. Juli 1973 “schönes Wetter, frohe Tischgespräche, keine neuen Leiden”, so halten sich Heinze/Petzel zurück, während Schmitt mit einer Anmerkung auf “die Auseinandersetzungen um Ulrich Plenzdorfs Stück und Buch ‚Die neuen Leiden des jungen W.‘” eingeht. Kritisch muß weiterhin angemerkt werden, daß die Herausgeberinnen Postkarten wie Briefe behandeln und lediglich in den Fußnoten deren Motive beschreiben. Ein Blick in den reichlich bebilderten Briefwechsel zwischen Christa Wolf und Franz Fühmann zeigt hingegen, wie eminent Fühmann die Kartenmotive als Aussage-medium nutzte und den Kartentexten ohne das dazugehörige Bildmotiv eine wichtige Bedeutungsebene genommen wird.

“Können wir darüber ein bißchen quatschen?”, schließt Fühmann seinen Brief vom 4. Juli 1974, in dem er für das geplante *Sinn und Form*-Gespräch dessen Gegenstand “Literatur nicht Instrument” vertieft. Doch dieses Gespräch war nicht das einzige, das nicht stattfand oder versäumt wurde. “Sie sind, wie ich höre, nicht in Berlin, wenn ich dort bin, und ich bin aller Voraussicht nach nicht in Rostock, wenn Sie hier sind. Dabei gäbe es eine Menge zu bereden”, beklagt sich Kurt Batt nicht nur einmal. Auch Telefongespräche hatten ihre Tücken: Batt schreibt, daß er Fühmann unter der Nummer, die in seinem Notizbuch steht, nicht erreichen kann, worauf dieser die Telefonnummer berichtigt und hinzufügt: “manchmal ertönt nach dem ersten Nummern ein Pfiff und der Ruf: Falsche Nummer – aber das macht nichts, es kommt einmal an wie das

uralte Licht bei Jean Paul!” “Offenbar gibt es Notwendigkeiten der Verständigung, die nur brieflich abzugelten sind”, erklärt Batt zu Beginn des Briefwechsels, und er sollte Recht behalten. Denn daß ein Briefwechsel mit dieser Intensität geführt wurde, ist nicht nur ein Resultat unverwirklichter Gespräche. Wieviel Franz Fühmann der Austausch mit seinem Lektor bedeutete, macht spätestens sein Nachruf auf Kurt Batt deutlich, mit dem der Briefband schließt. Fühmann formuliert mit den Worten der Trauer über den Verlust auch ein literarisches Bekenntnis: “Da er uns so viel gab, gab er uns auch die Schwere dieses Verlustes. Denn er hat für ihn einen Maßstab gesetzt, als Lektor, Wissenschaftler, Schriftsteller, Kamerad und Freund. Dieser Maßstab bleibt wie sein Werk, und mit ihm wollen wir messen.” Doch wo bleibt es, das Werk von Kurt Batt? Seine Briefe an Autoren sind allemal wert, veröffentlicht zu werden!

*Jan Kostka*

**Martin Morgner: DDR-Studenten zwischen Anpassung und Ausrasten. Disziplinarfälle an der Friedrich-Schiller-Universität Jena von 1965 bis 1989, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2012. 403 Seiten + DVD, 49,- €.**

**Martin Morgner: Zersetzte Zeit 1973-1984, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2015, 247 Seiten, 29,- €.**

Die beiden Bücher von Martin Morgner umkreisen das gleiche Thema. Es geht um den schmalen Grat zwischen Anpassung und Aufbegehren, auf dem Studenten und Jungakademiker in der DDR zu balancieren hatten. Zum einen werden in einem Band über die Universität Jena detailreich und mit vielen Belegen aus den Akten die Repressionsmaßnahmen der Universitätsbehörden gegen Studenten geschildert, die in irgendeiner Weise aus der Reihe tanzten. Zum anderen legt der Autor ein sehr persönliches Buch mit vielen privaten Fotos, Gedichten, Stücktexten, selbstgefertigten Grafiken vor, die er mit Aktenaus-

zügen der Stasi und anderer staatlichen Institutionen konterkariert. So entsteht ein buntes Mosaik über das Leben eines unangepassten Künstlers.

Beim ersten Durchblättern des Erinnerungsbuches stellt sich ein eigenartiger aber bedenkenswerter Eindruck her. Auf den Fotos wirken Martin Morgner und seine Kumpels – wie man wohl damals gesagt hätte – sehr vergnügt, sogar glücklich. Sie gehen am Ostseestrand spazieren, sitzen mit der Gitarre im Wald oder in Ausflugsgaststätten, ein hübsches Mädchen pflückt auf einer Wiese Blumen – kurzum die Blumenkinder der DDR lebten nicht anders anders als ihre Altersgenossen irgendwo auf der Welt.

Doch für die Stasi waren die bärtigen und langhaarigen Gestalten und die Mädchen mit den melancholisch verträumten Augen – operative Personenzusammenhänge. Es galt, sie zu bearbeiten und aufzuklären – also auf gut deutsch zu bespitzeln, um gegebenenfalls strafrechtlich relevantes Material in die Hand zu bekommen und die Übeltäter hinter Gitter zu bringen. Davon zeugen zahllose Dokumente aus den Archiven des Überwachungsdienstes. Der Gegensatz zwischen einem unbeschwerten Leben als Bohemien und der nimmermüden Observation mag auf den ersten Blick nur ein oberflächlicher Befund sein – doch er ist das Kernproblem, das sich wie ein roter Faden durch die hier anzuzeigenden Veröffentlichungen zieht. Konnte man – ja, durfte man – in einer Diktatur glücklich sein? Mehr noch: War gerade das Widerstehen gegenüber den Anmaßungen des totalitären Staates ein Glückserlebnis eigener Art?

Der Autor, Jahrgang 1948, absolvierte die Erweiterte Oberschule, studierte an der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst, verweigerte den Dienst an der Waffe und war Bausoldat, dann arbeitete er als Puppenspieler, schrieb Gedichte und Texte für die Puppenbühne und absolvierte ein Fernstudium der Theaterwissenschaft in Leipzig. Er dokumentiert in dem

anspruchsvoll gestalteten Buch seinen Weg als Student, Bausoldat, Puppenspieler und Jungdichter. Er war stets aufsässig, verweigerte den Dienst an der Waffe, war kritisch gegenüber der Obrigkeit, ein freier Geist – aber aus guten Gründen zu vorsichtig, die direkte Konfrontation mit der Staatsmacht zu riskieren. Als Bausoldat, so ein Spitzelbericht „... hat Morgner in Worten anklingen lassen, daß es in der DDR keine Freiheit gibt und er mit der Regierung der DDR nicht einverstanden ist. In Vorbereitung der Kommunalwahlen am 19.05.74 äußerte er sich im Zimmerkollektiv gegen die Wahlen, beteiligte sich dann aber ordnungsgemäß daran“ (Zersetzte Zeit, S. 48) Ein typisches DDR-Verhalten also. Hier eine ironische Bemerkung, dort ein politischer Witz, hier die durch den Habitus zur Schau getragene Ablehnung des Systems, dort eine kleine Unverschämtheit – doch wenn es sich nicht vermeiden ließ, trottete man in Reih und Glied mit. Im Seminar und bei der FDJ-Versammlung hielt man den Mund, anschließend im Kaffeehaus oder der Kneipe wurde kübelweise Hohn und Hähme über die stumpfsinnigen Vertreter der Macht ausgeschüttet. Man war unter sich – wer wußte schon von den vielen Spitzeln – und man fühlte sich mutig, irgendwie elitär, auf jeden Fall intellektuell und moralisch überlegen. Den Rest schrieb man sich mit Gedichten von der Seele. Genauso war es – und es war gut so. Den passenden Song dazu schrieb schon 1966 Wolf Biermann: „Du laß dich nicht verbittern/In dieser bittren Zeit/Die Herrschenden erzittern/- sitzt du erst hinter Gittern -/Doch nicht vor deinem Leid“. Die offene Rebellion – man mußte kein Prophet sein, dies zu sehen – endete im schlimmsten Fall im Knast und im besten Fall mit der Ausreise in den Westen. Doch wenn alle gegangen wären, wer hätte eines Tages das System überwinden und die moralischen Trümmer beseite räumen sollen? Genau mit dieser Trümmerbeseitigung beschäftigt sich der Autor neben der künstlerischen Arbeit seit einigen Jahren.

Im Rahmen einer 2011 verteidigten Doktorarbeit hat er die Disziplinarakten der Universität Jena durchwühlt und die Resultate wissenschaftlich analysiert. Die Lektüre der Akten ist bedrückend und gleichzeitig zum Schreien komisch. Die Engstirnigkeit und Kleinkariiertheit der Disziplinarbehörden spotten jeder Beschreibung – man muß die Akten einfach im Original lesen. Dabei wäre die Vorstellung falsch, es hätte sich um eine Massenrepression gehandelt. Insgesamt sind für die Jahre von 1965 bis 1989 nur 330 Studenten in Disziplinarfälle verwickelt. Bei ungefähr 1000 Absolventen pro Jahr sind es etwa 1,4 Prozent von Studenten, die vor der Disziplinarkommission bestraft wurden. Die Vorwürfe umfassten das gesamte Spektrum von angeblichem oder tatsächlichem Fehlverhalten, von Studienbummelei über kriminelle Delikte bis hin zu „ideologischen Schwierigkeiten“, wie es landläufig genannt wurde. Auf der anderen Seite wurden viele Fälle formal gar nicht vor der Disziplinarkommission abgehandelt. Zog sich die Schlinge politischer Verfolgungen zu, war der Delinquent klug beraten, freiwillig das Feld zu räumen. Er konnte sich zum Beispiel zu einer „Bewährung in der Produktion“ bereit erklären, die nach positiven Beurteilungen durch das Arbeitskollektiv, die Chance bot, nach einer meist einjährigen Unterbrechung, das Studium wieder aufzunehmen. Der schwarze Fleck einer Relegation von der Hochschule war weit schwerer zu tilgen als so ein Arbeitseinsatz.

Trotzdem kann man feststellen, daß die Masse der Studenten alles tat, den sauer erworbenen Studienplatz nicht zu gefährden. Umso interessanter sind die seltenen Fälle offenen politischen Widerspruchs. Besonders allergisch reagierten die SED und die FDJ auf jede Form von Satire und Ironie. Entsprechend ausgebildet war das Sensorium der Zeitgenossen. Aber auch die Aufpasser waren scharf wie geschulte Wachhunde. Während der für alle Studen-

ten obligatorischen Militärausbildung traten im Jahr 1971 zwei Theologiestudenten – an sich schon verdächtig! – mit einem literarischen Programm auf. Sie lasen ausschließlich Texte von Kästner, Tucholsky und anderen Klassikern der Satire, die alle in der DDR publiziert worden waren. „Durch geschickte Aneinanderreihung zweideutiger Verse verfälschten beide das kulturelle Erbe“, schrieb der Vertreter der Lagerleitung und behauptete, die Studenten hätten sich darin gefallen, „im Eulenspiegel-Verlag erschienene Kurzgeschichten aus dem Zusammenhang zu reißen und mit provokatorischen Reden unsere Gesellschaft lächerlich zu machen. Sowohl die Vortragsweise als auch das gesamte Auftreten ... waren überheblich, arrogant und wirkten im höchsten Maße abstoßend und unästhetisch.“ (DDR-Studenten, S. 252). Die Geschichte endete für die beiden Studenten mit einem strengen Verweis, also gerade noch glimpflich. Für Studenten anderer Fachrichtungen hätte die Affäre möglicherweise den Ausschluß vom Studium bedeutet.

Warum konnte die Obrigkeit die Texte von Kästner und Tucholsky – die klugerweise aus den Editionen eines DDR-Verlages zitiert wurden - nicht ertragen? Hätte man das nicht mit einem Schulterzucken übergehen können? Viele Wohlmeinende innerhalb und außerhalb der DDR haben dem System immer wieder mehr Großzügigkeit empfohlen. Es waren doch in der Regel die intelligentesten, leistungsstärksten und charakterlich besten Studenten, die in die Mühlen von Repressionsmaßnahmen gerieten. Doch war die Staatsmacht – und mit ihr die Universitätsbehörden – Gefangene des eigenen Systems. Ein bisschen Toleranz macht bei den Untertanen Appetit auf mehr Toleranz, ein winziger Raum von angstfreier Öffentlichkeit – und sei es nur eine Kulturdarbietung im Speisesaal des Militärlagers – weitete sich zwangsläufig aus. Aus der Sicht der Diktatur war die scharfe Repression zwingend. Insofern bleibt bei allem nachvollziehendem Gelächter über die

Dummheit der Herrschenden und bei aller Verklärung der Jugendzeit ein bitterer Nachgeschmack, zumal die Drahtzieher und Helfershelfer der Hetzkampagnen und politischen Säuberungen im Herbst 1989 plötzlich von nichts mehr wußten oder sogar ihr früheren Opfer, wenn sie sich denn zu Worte meldeten, als Kollaborateure der Abwicklung bezeichneten. Insofern sollte man nicht müde werden, immer wieder an die Verfolgungsmaßnahmen an DDR-Universitäten zu erinnern.

*Stefan Wolle*

**Graf, Maximilian: Österreich und die DDR 1949 – 1990, Politik und Wirtschaft im Schatten der deutschen Teilung, Wien 2016, 656 Seiten**

**Graf, Maximilian/Meisinger, Agnes (Hrsg.): Österreich im Kalten Krieg, Neue Forschungen im internationalen Kontext, Göttingen 2016, 298 Seiten**

In den letzten Jahren wurde die Forschung über die Beziehungen Österreichs zu den sozialistischen Staaten sehr intensiviert. Im ersten Kapitel des zweiten Buches geben Maximilian Graf und Agnes Meisinger einen ausführlichen Überblick zum aktuellen Forschungsstand. Erfreulicherweise konnte Maximilian Graf jetzt auch die gedruckte Version seiner 2012 an der Universität Wien verteidigten Dissertation zu den Beziehungen Österreichs zur DDR vorlegen. Die in der Doktorarbeit auch erfaßten Parteibeziehungen fehlen in der Druckfassung. Allerdings ist die Konzentration auf die Bereiche Politik und Wirtschaft sinnvoll, weil die Parteibeziehungen in den Kontext der kommunistischen Weltbewegung eingearbeitet werden müßten und das vorliegende Werk eh schon umfangreich genug ist.

Ein Vierteljahrhundert nach ihrem Ende ist die Erforschung der Auslandsbeziehungen der DDR auf der Basis ihrer archivalischen Hinterlassenschaft unterschiedlich weit gediehen. Maximilian Graf gibt mit seiner Dissertation ein Vorbild, wie es sein sollte. Durch die Verbindung seiner

umfassenden Kenntnis der relevanten Archivalien mit der Fähigkeit zu kompakter Darstellung sowie dem Blick von außen und dem Wissen um die Interna gelang ihm ein Standardwerk. Natürlich muß die Erforschung der Beziehungen Österreichs zur DDR auch immer die bundesdeutsche Seite berücksichtigen, und das macht Graf auch.

Er beginnt mit der gegenseitigen Wahrnehmung der drei Staaten. Österreich und Deutschland waren anfangs geteilte und fremdbesetzte Länder, auch wenn es an der Donau bereits seit Kriegsende eine Zentralregierung gab. Ihr gelang mit dem Staatsvertrag von 1955 der Akt der Befreiung von der Fremdherrschaft, der in Deutschland erst 35 Jahre später erfolgte. In diesen 35 Jahren mußte sich Österreich mit zwei deutschen Staaten befassen, wobei es weder politisch noch ideologisch neutral war. Österreich gehörte zum Westen. Daran haben seine Regierungen keinen Zweifel gelassen.

Für die Wiener Außenpolitik war von Vorteil, daß sie in Westdeutschland und West-Berlin über eigene Missionen verfügen konnte. In der Frage der Anerkennung der DDR stimmte sich Wien eng mit Bonn ab, ließ sich aber nicht lenken. Die jahrzehntelangen Bemühungen der DDR um Anerkennung durch Österreich sind ein spannendes Kapitel der Geschichte des zweiten deutschen Staates und werden von Graf ausführlich geschildert, ebenso der anschließende Kampf um Stabilisierung und Ausbau der Beziehungen. Die DDR konnte dabei große Erfolge erzielen, wie mit dem Besuch von Bundeskanzler Bruno Kreisky 1978 als erster Visite eines westlichen Staatsmannes und mit Erich Honeckers Besuch in dem Alpenland, als erstem im westlichen Ausland. Ebenso erfolgreich waren die bilateralen Wirtschaftskontakte. Beim Gespräch zwischen Bundeskanzler Franz Vranitzky und Partei- und Staatschef Erich Honecker im Juni 1988 in Ost-Berlin lobten beide den Stand der Beziehungen. Natürlich ahnten sie nicht, wie sehr ihre beiden Länder ein

Jahr später von revolutionären Ereignissen betroffen sein würden.

Die Öffnung der österreichisch-ungarischen Grenze gehört zu den besterforschten Kapiteln der Geschichte des Jahres 1989. Sinnvollerweise geht Graf auf die der Grenzöffnung vorangehende Annäherung zwischen Österreich und Ungarn ein. Das ist für das Verständnis des im wesentlichen reibungslosen und unblutigen Ablaufs der Geschehnisse an der Grenze unerlässlich. Grafs Buch endet mit einer Darstellung der Haltung Österreichs zur deutschen Einheit. Die Mehrheit der Bevölkerung und die Regierung standen ihr positiv gegenüber. Der Wiener Bürgermeister Helmut Zilk ließ am Einheitstag sogar die deutsche Fahne auf seinem Rathausturm hissen und am Balkon ein Gratulationstransparent anbringen. Das war angesichts der österreichischen Ängste vor neuen großdeutschen Intentionen nicht selbstverständlich.

Die Bedeutung Österreichs bei der Überwindung der deutschen Teilung ist oft Thema wissenschaftlicher Darstellungen, so beispielsweise bei Michael Gehler 2009 in Heft 5 der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft mittels österreichischer diplomatischer Dokumente und von Maximilian Graf 2013 in der Ausgabe Nr. 34 dieser Zeitschrift anhand der Papiere der Auslandskader der SED in Wien. In dem von ihm mitherausgegebenen zweiten Buch schildert Graf die österreichische Ostpolitik aus der Sicht der beiden Deutschlands.

Die Publikationen von Maximilian Graf zur den österreichisch-deutschen Beziehungen sind vorbildlich. Es wäre gut, wenn alle Auslandsbeziehungen der DDR auf diesem Niveau erforscht und dargestellt werden würden.

*Enrico Seewald*

**Muhle, Susanne: Auftrag: Menschenraub. Entführungen von Westberlinern und Bundesbürgern durch das Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, 670 Seiten, 50,- €.**

Das MfS setzte alles daran, vor allem "Verräter" aus den Sicherheitsorganen in die DDR zurückzuholen und zu bestrafen. Ein Großteil der Entführten, so das Ergebnis in Susanne Muhles Buch, waren "politische Flüchtlinge aus der DDR". Insofern ist ihr Untertitel ungenau, suggeriert er doch, daß die DDR-Geheimpolizei "Westberliner und Bundesbürger" verschleppte.

MfS-Mitarbeiter und sowjetische Geheimdienstler entführten Menschen aus West-Berlin und der Bundesrepublik in die DDR. Die Zentrale Ermittlungsgruppe für Regierungs- und Vereinigungskriminalität (ZERV) sprach nach der Wiedervereinigung von rund 800 Entführungen. Die Ergebnisse der strafrechtlichen Verfolgung der Täter haben Klaus Marxen und Gerhard Werle in den Bänden *Strafjustiz und DDR-Unrecht* dokumentiert. Die justizielle Aufarbeitung und Überlieferungen aus DDR-Archiven sind die Quellengrundlage für Susanne Muhles Untersuchung über die Entführungsaktionen des DDR-Staatssicherheitsdienstes.

Muhles Studie will eine "Gesamtbetrachtung der Entführungspraxis des MfS" leisten. Im ersten Teil untersucht die Autorin Methoden und Funktion der Entführungspraxis des MfS. Die Methoden des MfS reichten von perfiden Täuschungen bis zu brutalen Überfällen auf offener Straße. Der historische Abriss des Systemkonflikts bringt allerdings keine neuen Erkenntnisse und zur deutschen Teilungsgeschichte liegen inzwischen genügend Abhandlungen vor. Auch lange Ausführungen über Machtkämpfe im SED-Apparat und die "unterschiedlichen Vorstellungen" über die "Ausrichtung der MfS-Arbeit" in den fünfziger und sechziger Jahren, die Muhle aus der Sekundärliteratur zusammengetragen hat, enthalten nichts Neues. Hier hätte die Autorin sich deutlich

kürzer fassen können. Kleine Ungenauigkeiten zum Kernthema wären vermutlich dann vermeidbar gewesen. So behauptet die Autorin in Kapitel I.2 zu den "Verantwortlichen im MfS-Apparat", die Hauptabteilung VIII (zuständig für Beobachtung, Ermittlung, Durchsuchung, Festnahme) sei für "unterstützende Arbeiten" verantwortlich gewesen. Doch die HA VIII des MfS führte auch Entführungen und Mordanschläge in eigener Verantwortung aus. Die Autorin weist auch auf einen entsprechenden Plan zur Entführung des Fluchthelfers Siegfried Schulze aus West-Berlin hin, den die inoffiziellen MfS-Mitarbeiter "Rennfahrer" und "Karate" ausführen sollten. Aus dem Entführungsplan wurde später ein Mordauftrag. Ein Vorgang, der für diese Zeit keine Parallelen im MfS-Schriftgut aufweist. Die beiden IM stammten aus dem kleinkriminellen Milieu in West-Berlin. Leutnant Hans Kutsche von der HA VIII hatte die beiden IM 1970 angeworben. Er wies sie auch in den Auftrag ein, Schulze aus West-Berlin zu entführen, später "fiel jedoch die Entscheidung Schulze zu ermorden". IM "Karate" sollte Schulze mit einem Handkantenschlag töten. Der Anschlag scheiterte, weil Schulze den Schlag abwehrte und im Hausflur laut schrie. Der Versuch, ihn daraufhin durch einen Kopfschuß zu ermorden, mißlang ebenfalls, da "Rennfahrers" Pistole eine Ladehemmung hatte.

Eine Vielzahl weiterer Entführungsfälle vor allem aus den 1950er Jahren schildert Susanne Muhle in ihrem Buch mehr oder weniger ausführlich. Dabei widmet sie sich überwiegend den Tätern und dem von ihnen hinterlassenen Schrifttum. Die Sprache der von der Autorin ausgiebig zitierten Täterakten abstrahiert aber vom Leid der Betroffenen. Zeugnisse wie die bewegenden Abschiedsbriefe der zum Tode verurteilten Entführungsoffer – es waren nach Muhles Angaben insgesamt 24 Hingerichtete – befinden sich in einigen Fällen eben auch in den DDR-Über-

lieferungen. So wäre es unter anderem angebracht gewesen, die verzweifelten Briefe der Mutter des zum Tode verurteilten ehemaligen Grenzpolizisten Manfred Smolka an verschiedene DDR-Dienststellen und den DDR-Präsidenten Wilhelm Pieck auszugsweise wiederzugeben, um die Seite der vom DDR-Unrecht betroffenen und im Ungewissen gelassenen Angehörigen zum Sprechen zu bringen. Solche Überlieferungen gehören zum Gesamtbild der Geschichte über den Menschenraub, den SED- und MfS-Täter zu verantworten haben. Über Smolkas Frau Waltraud etwa, die zu einer vierjährigen Haftstrafe verurteilt wurde, ist dem dickleibigen Buch nichts zu entnehmen, ihr Name kommt darin gar nicht vor, und auch das Schicksal seiner damals vier und neun Jahre alten Kinder bleibt unerwähnt.

Die Entführungspraxis veränderte sich im Laufe der Jahre. In den frühen fünfziger Jahren verortet Muhle die Hochphase der gewaltsamen Entführungen. Nach 1955 gelang es jedoch kaum noch, Entführungsoffer mit List und Tücke und unter Vorwänden in die DDR zu locken, da Einrichtungen der Bundesregierung und des West-Berliner Senats in ihrer Öffentlichkeitsarbeit zur Vorsicht an der Grenze mahnten und gefährdete Personen vor Besuchen in der DDR warnten. Entführungen ließen sich auch nicht mehr dauerhaft verschleiern. Die Westpresse berichtete ausführlich über Fälle, in denen Menschen spurlos verschwanden. Der Mauerbau im August 1961 und die Schließung der ehemals grünen Grenze erschwerte es dem MfS zudem erheblich, Entführungspläne umzusetzen. Nun erforderte der Menschenraub "mitunter ein größeres Maß an Planung und Vorbereitung". In den siebziger Jahren lösten nach Muhle "lautlose Methoden des Mordes" die gewaltsamen Methoden der Entführungspraxis ab.

Im zweiten Teil der Arbeit geht die Autorin der Rolle der Täter nach. Dazu wertete sie Überlieferungen zu 50 beteiligten inoffiziellen Mitarbeitern aus. Mitunter setzte

der Staatssicherheitsdienst Kleinkriminelle für seine Zwecke ein. Die "Entführungs-IM" charakterisiert die Autorin als jung, meist männlich, körperlich fit, wenig gebildet, aber geübt im Zweikampf und darin, "Menschen psychisch unter Druck" zu setzen. In Ausnahmefällen kamen auch Frauen zum Einsatz. Sie sollten Entführungsoffer in eine Falle locken. Die meisten "Entführungs-IM" hatten laut Muhle im Zweiten Weltkrieg als Wehrmachtssoldaten gedient oder hatten nationalsozialistischen Jugendorganisationen angehört. In den fünfziger Jahren waren sie dann als "Kundschafter" an Entführungsaktionen des MfS beteiligt. Ihre "Lebenssituationen" waren die Hauptursache für eine Zusammenarbeit mit dem MfS. Geprägt von den Erfahrungen im Krieg, erwerbslos und in "finanziellen Schwierigkeiten" erschien die inoffizielle Zusammenarbeit mit dem MfS als lukrative Einkommensquelle".

Gründlich wertete die Autorin die Überlieferungen zu Ermittlungs- und Gerichtsverfahren gegen die MfS-Entführer und ihre Helfer aus. In den 1950er Jahre bestrafte westdeutsche Gerichte insgesamt 82 an Entführungen beteiligte Personen, die gefaßt werden konnten, zu mehrjährigen Haftstrafen. In 17 Fällen zu zwei bis fünf Jahren, in zehn Fällen zu fünf bis 15 Jahren. Nach der Wiedervereinigung leitete die ZERV 417 Ermittlungsverfahren wegen Freiheitsberaubung ein, 276 wegen Verschleppungen und 50 wegen des Verdachts der Beteiligung an MfS-Auftragsmorden. Gegen 29 Personen kam es wegen Entführungen und Verschleppungen zur Anklageerhebung. Keiner der Angeklagten mußte eine Haftstrafe antreten. Die höchste ausgesprochene Strafe belief sich auf zwei Jahre, die zur Bewährung ausgesetzt wurden. Diese Nachsicht der deutschen Gerichte gegenüber den Mitwirkenden an Massenverwaltungsverbrechen ist nicht neu, auch wenn sich die heute Rechtsprechenden zeitgeistgeprägt inzwischen gegenüber ehemaligen KZ-Wächtern einen anderen Blickwinkel zu-

gelegt haben. Susanne Muhles Buch ist alles in allem ein profundes Nachschlagewerk zum Thema Entführungsplanung und Ausführung dieser Verbrechen, leider kommt die Empathie für die Betroffenen dabei zu kurz.

*Jochen Staadt*

**Domnitz, Christian: Kooperation und Kontrolle. Die Arbeit der Stasi-Operativgruppen im sozialistischen Ausland (Analysen und Dokumente, Bd. 46). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016, 259 S., 20,-€.**

Christian Domnitz, verstorben im November 2015, beschreibt die Überwachung von DDR-Urlaubern durch die Operativgruppen des MfS, legt Strukturen und Kooperationen mit den "befreundeten" Geheimdiensten frei und zeichnet gleichzeitig ein Gesellschaftsbild des "sozialistischen Auslands".

Den Schwerpunkt seines Buches bilden Untersuchungen zur Situation und Tätigkeit des MfS in der Sowjetunion, Bulgarien, Ungarn, der ČSSR und Polen, die aufzeigen, wie die Überwachung der eigenen Bürger in diesen Ländern, von denen insbesondere Bulgarien und Ungarn beliebte Reiseziele waren, vonstatten ging. Dabei beginnt der Autor mit einer allgemeinen Darstellung der Operativgruppen im "sozialistischen Ausland", ihrer Dienstleistungen und Referate und bietet einen Überblick über die Funktion der hauptamtlichen Mitarbeiter, die Informationsquellen und auch die genutzte Infrastruktur. Eine besondere Rolle fiel hierbei der MfS-Hauptabteilung II (HA II) – Spionageabwehr zu, deren Aufgabe die Abwehr und Bekämpfung westlicher Geheimdienstaktivitäten war. Für DDR-Bürger bedeutete dies, daß sie bereits durch Kontakte zu westlichen Urlaubern im Ausland unter Spionageverdacht geraten konnten, was wiederum aus Sicht der HA II eine Ausweitung der Überwachung und eine Zusammenarbeit mit Geheimdiensten

außerhalb der DDR notwendig machte. Informationsquellen für die Überwachung waren etwa Reiseleiter, Fahrer, Unterhaltungskünstler, Journalisten oder Studenten, die dem MfS nicht nur über Fluchtpläne und Kontakte zu Touristen aus dem Westen, sondern auch über das “Absondern von der Gruppe” oder “Fotografieren alter Motive” (Ruinen etc.) berichteten.

Was die Sowjetunion betrifft, begann das MfS (HA II) dort als erstes damit, eine Operativgruppe (“Moskau”) aufzubauen, da zum einen ab 1951 die ersten Studenten aus der DDR in Moskau studierten und zum anderen ab 1954 der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) reaktiviert wurde, was für eine erhöhte Präsenz von DDR-Funktionären aus Politik, Wissenschaft und Wirtschaft in der Sowjetunion sorgte. Bis zum Jahr 1975 handelte es sich bereits um 4 500 DDR-Bürger, 1985 dann sogar um 7 500, die in diversen Institutionen in der Sowjetunion arbeiteten und zu überwachen waren. Aus diesem Grund wurde die Zusammenarbeit zwischen MfS und KGB vorangetrieben und 1973 erstmals vertraglich geregelt, wobei die Anwerbung westlicher Studenten (von denen es etwa 500 gab) und Funktionsträger von besonderem Interesse war. Auffällig ist hierbei der wohl wenig bekannte Umstand, daß der KGB eine durchaus herablassende Haltung gegenüber den MfS-Mitarbeitern einnahm. Das zeigte sich unter anderem darin, daß die Stasi-Mitarbeiter in weit abgelegenen, unhygienischen Wohnungen untergebracht wurden und mit schrottreifen Dienstwagen Vorlieb nehmen mußten. Diese Asymmetrie beschreibt der Autor anschaulich anhand von Beschwerden der Angehörigen der Operativgruppen.

Unabhängig davon gelang es dem MfS allerdings, die Zusammenarbeit mit dem KGB kontinuierlich zu verbessern und die Beobachtung der DDR-Bürger sowie andere Tätigkeiten weiter zu vertiefen.

Anders gestaltete sich die Arbeit des MfS in Bulgarien, da hier die Verhinderung der Flucht von DDR-Bürgern über Drittländer

im Fokus stand, weshalb die erste von drei mit dieser Aufgabe betrauten Operativgruppen hier eingerichtet wurde. Die bulgarische Regierung hatte in den 1960er Jahren damit begonnen, die Schwarzmeerküste zu einer Region für den Massentourismus auszubauen, die sich mit ihren vielen Hotels, Campingplätzen und Bars zu einer “einzigartigen Kontaktzone zwischen Ost und West” entwickelte. Im Gegensatz zur Sowjetunion wurde die Operativgruppe Bulgariens nicht durch die HA II (Spionageabwehr) gesteuert, sondern zunächst von der HA XX (Bekämpfung der Opposition), ab 1970 dann von der HA VI (Reise- und Touristenverkehr). In Zusammenarbeit mit dem bulgarischen Geheimdienst bestand die Hauptaufgabe darin, Fluchtpläne aufzudecken, Fluchthelfer zu bekämpfen, Ost-West-Kontakte zu verhindern und die Lektüre westdeutscher Zeitungen zu unterbinden. Christian Domnitz legt hier besonderes Augenmerk auf das von der HA VI entwickelte “Sicherungsmodell Nessebar” zur Observation von Touristengruppen, das später auch in Ungarn zur Anwendung kommen sollte. Hierbei wurden “Führungs-IM” (FIM), “Offiziere im besonderen Einsatz” (OibE) und IM miteinander verbunden, um bessere Informationen zu liefern und darüber hinaus Vertreter westdeutscher Reisebüros zu observieren. Touristengruppen aus der DDR wurden nun nicht mehr von IM-Reiseleitern, sondern von den vor Ort lebenden, kundigen IM oder OibE betreut, was mit dem Verweis auf besseren Service, der dem westdeutschen Reisebüros entsprechen sollte, verschleiert wurde. Ebenfalls anders als in der Sowjetunion gestaltete sich die Zusammenarbeit mit dem bulgarischen Geheimdienst DS wesentlich besser, auch wenn Vorbehalte hinsichtlich des Umgangs mit Fluchthelfern bestanden, die aus Angst vor negativen Schlagzeilen in der westlichen Presse manchmal gar nicht festgenommen wurden. Das MfS trat hier als professioneller, präzise arbeitender und bestens ausgestatteter Geheimdienst auf und stellte sich selbst in die Vorbildrolle

für den bulgarischen Geheimdienst, die dieser auch akzeptierte und sich kooperativ zeigte.

Ungarn war ein Sonderfall, sowohl für die DDR-Urlauber als auch das MfS. Als "Schaufenster zum Westen" mit Hollywoodfilmen, Markenkleidung, amerikanischer Chartsmusik und österreichischem Fernsehen setzte die Regierung Kádárs auf einen pragmatischen Führungsstil. Da sich zwischen 1964 und 1966 die Zahl der Urlauber beinahe verdoppelte und darüber hinaus viele DDR-Bürger privat, nicht mit Reisegruppen, nach Ungarn reisten, stand die Operativgruppe Ungarn vor einer unmöglichen Aufgabe. Ähnlich wie in Bulgarien organisierte sie die Überwachung und die Unterbindung von West-Kontakten zunächst durch IM-Reiseleiter, später dann über vor Ort lebende Zuträger, die als Vertreter von DDR-Reiseagenturen agierten und zum Teil hauptamtliche Stasimitarbeiter waren. Schwerpunkt dieser ungarischen Variante des "Sicherungsmodells Nessebar" bildeten die Campingplätze, auf denen junge MfS-Camper ihre Zelnachbarn bespitzeln und denunzieren sollten. Das Ersuchen um intensive Kooperation mit dem ungarischen Geheimdienst löste bisweilen gereizte Reaktionen im Innenministerium aus, so daß die Operativgruppe, auch aufgrund der hohen Zahl an Individualtouristen, nur eine geringe Kontrolldichte erreichen konnte. Die Grenzen der Möglichkeiten und Handlungsspielräume außerhalb des Territoriums der DDR wurden den MfS-Mitarbeitern hier deutlich vor Augen geführt.

Den fünften Themenblock bildet die Untersuchung der Operativgruppe in der ČSSR, deren Wirken in hohem Maß von den Ereignissen des Jahres 1968 geprägt war. Insbesondere die Beobachtung der tschechoslowakischen Innenpolitik wie auch die Bekämpfung und Unterdrückung von Sympathiekundgebungen für den Prager Frühling in der DDR standen im Fokus des MfS. In der Zeit der Normalisierung ab 1972, die einerseits die Restauration der orthodoxen kommunistischen

Herrschaft bedeutete, andererseits Gruppen- und Individualtourismus in die ČSSR ermöglichte, verzeichnete die Operativgruppe eine starke Zunahme von Ost-West-Kontakten und intensivierte daraufhin ihre Verbindungen zum tschechoslowakischen Geheimdienst.

Abschließend widmet sich der Autor der Situation in Polen, wo einerseits die Oppositionsbewegung ab den späten 1970er Jahren, andererseits generelle, gegenseitige Vorurteile zwischen Polen und Ostdeutschen die Arbeit der Operativgruppe bestimmte. Aus diesem Grund erfolgte die Gründung der Operativgruppe Warschau erst 1980, als die Solidarność aus den Streikbewegungen gegen Preiserhöhungen von Lebensmitteln hervorgegangen war. Interessanterweise bestand eine Haupttätigkeit der Operativgruppe, neben der üblichen Unterbindung von Ost-West-Kontakten durch Touristen, in der Überwachung der regierenden Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei PVAP. Der Grund hierfür lag in den Bestrebungen der PVAP, einen begrenzten Pluralismus zuzulassen und sogar einen Teil ihrer Macht an institutionalisierte gesellschaftliche Akteure abzutreten. Deutlich wird, daß der Autor sehr darauf bedacht ist, in seinem Werk den Spagat zwischen der strukturgeschichtlichen Darstellung des MfS und seiner Operativgruppen auf der einen und der parallel stattfindenden Ereignisse im "sozialistischen Ausland" auf der anderen Seite herauszustellen. Domnitz' Fazit verweist auf die Wichtigkeit der Operativgruppen. Diese hätten eine "geheimpolizeiliche Außenpolitik" betrieben, welche das MfS, neben seiner wichtigen Funktion für die Spionage im Westen, zum "Juniorpartner" des KGB werden ließ.

Das je nach Land leicht abgewandelte Untersuchungsschema mit den Kategorien Entstehung und Entwicklung der Operativgruppe, Informationsbeschaffung und Zusammenarbeit mit dem (jeweiligen) Innenministerium läßt breiten Spielraum für

diverse Untersuchungsgegenstände. Somit eignet es sich als ideales Modell zur breit gefächerten, strukturellen Analyse der Vorgänge, verbunden mit der Einschränkung, nicht tiefer ins Detail gehen zu können. Für die gewählte Form der Überblicksdarstellung wird ein Vergleichsrahmen geschaffen, der die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Arbeit der Operativgruppen zugänglich und verständlich macht. Eine stärkere Betonung der chronologischen Abläufe könnte dazu beitragen, das Geschehene verständlich zu machen. Ausgeblendet werden, wie auch in der Einleitung erwähnt, die Auswirkungen der Überwachung auf betroffene Personen bzw. Akteure. Die vom Autor beschriebenen Fallbeispiele wären dadurch um eine weitere Dimension bereichert worden, was sich für ein Gesamtverständnis als nützlich erwiesen hätte. Dies bleibt zukünftigen Arbeiten vorbehalten, die die kulturgeschichtliche Dimension in den Fokus nehmen. Daß die intrinsische Handlungsmotivation des MfS ebenso außen vor bleibt, also keine Aussagen darüber getroffen werden, weshalb die Überwachung über die Grenzen hinweg überhaupt durchgeführt wurde, erklärt der Autor mit dem bemerkenswerten Hinweis, daß sich dies den normalen Verständnis-kategorien entziehe und nicht faßbar sei.

Da das Thema MfS-Operativgruppen erst ansatzweise erforscht ist, leistet Domnitz' Werk einen grundlegenden Beitrag zu diesem Thema und bietet gleichzeitig ein Analysemodell an, das für folgende Einzelfallstudien hilfreich sein kann. Abseits der forschungsrelevanten Inhalte vermittelt das Werk einen nachhaltigen Eindruck davon, wie weit die Tätigkeit des MfS reichte. Obwohl das MfS, so konstatiert der Autor am Schluß, den "breiten, grenzübergreifenden Überwachungsaufgaben strukturell, kognitiv und mental nicht gewachsen" gewesen sei, habe es sich als schwierig, wenn nicht gar unmöglich erwiesen, seinem Zugriff auch in anderen Ländern zu entgehen.

*Stefan Seefelder*

**Jürgen Schwarz und Frank Müller: Freigespielt. DDR-Fußballer auf der Flucht, Edition Sächsische Zeitung, Dresden 2015, 152 Seiten, 14,90 €.**

Meist glückte die Flucht von DDR-Fußballern in den Westen, und meist fanden ehemalige DDR-Spieler rasch Anschluß an einen westdeutschen Verein. Viele von ihnen standen vorher auch schon im DDR-Fußball gut da und genossen Privilegien. Dennoch kehrten sie dem Land den Rücken. Manch begnadeter DDR-Fußballer träumte heimlich davon, eines Tages in der Bundesliga oder gar international aufspielen zu können. Auch lockte die ungleich größere Freiheit des Westalltags ebenso wie die Aussicht auf gutes Geld.

Spieler des Berliner FC Dynamo gehörten formell zum Stasi-Konzern, Fußballer von Dynamo Dresden zum Ministerium des Innern/Volkspolizei. In diesem Zusammenhang betrachtete der SED-Staat die Flüchtlinge in erster Linie als Fahnenflüchtlinge. Der Staatssicherheitsdienst nannte sie "Sportverräter" und widmete ihnen Zentrale Operative Vorgänge (ZOV). Die Flucht prominenter Sportler empfanden die Sportfunktionäre und die politischen Verantwortlichen des SED-Regimes generell als herbe Niederlagen und das um so mehr, wenn die Geflüchteten dann wenig später als Stars im Westfernsehen auftauchten.

Jürgen Schwarz und Frank Müller präsentieren im vorliegenden Buch 22 Fluchtgeschichten von DDR-Fußballern. Sie führten zahlreiche Interviews und werteten einschlägige MfS-Überlieferungen aus. Dixie Dörner schrieb zu diesem spannenden Buch das Vorwort. Bis heute beschäftigt ihn der "Fall" Gerd Weber (Dynamo Dresden), der wegen "Fahnenflucht" vom Bezirksgericht Dresden zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren und drei Monaten verurteilt wurde. Weber wurde aus dem Deutschen Turn- und Sportbund (DTSB) ausgeschlossen und durfte in keinem größeren Verein mehr Fußball spielen. Auch seine "Dresdner

Mitstreiter” Matthias Müller und Peter Kotte gerieten in die Fänge der Stasi.

Jede Biographie beginnt mit einem Überblick zum beruflichen Werdegang des Fußballers, zu den Vereinsstationen und zu den sportlichen Erfolgen. Fotos aus der aktiven Zeit sowie westliche Zeitungsberichte sind den Lebensgeschichten beigelegt. Der Leser erfährt außerdem, wie es den ehemaligen DDR-Spielern im Westen erging. Die Fluchten fanden zu “Mauerzeiten” statt, wie es die Autoren nennen. Sie sind chronologisch geordnet. So beginnt das Buch mit der Flucht von Klaus Heydenreich, der sich am 10. Mai 1961 in Ost-Berlin in die S-Bahn setzte und in West-Berlin wieder ausstieg. Das Buch endet mit der Flucht von Mathias Morack am 7. November 1989. Weil Morack im Armeeklub Vorwärts Frankfurt/Oder spielte, galt seine Flucht als Fahnenflucht, nur interessierte das nach dem Mauerfall zwei Tage nach seiner Flucht keinen mehr.

Manche Fluchten verliefen wenig spektakulär. Mitunter blieb es bei einem Fluchtplan, der nie umgesetzt wurde. Diejenigen, die den Schritt wagten, hatten meist längere Zeit darüber nachgedacht, um dann im passenden Moment eine Entscheidung zu treffen. Nicht immer verlief die Flucht ohne größere Probleme. Die Autoren schildern neben den geläufigen Geschichten von Jürgen Sparwasser, Norbert Nachtweih und Jörg Berger vor allem die weniger bekannten von Klaus Günther und Axel Kruse. “Mannschaftsflüchtlinge” müssen zuweilen bis heute mit dem Vorwurf des Egoismus leben, auch wenn sie keinem Mitspieler schaden wollten. Die Mannschaftskameraden sahen sich nach der Flucht eines ihrer Mitspieler fast immer peinlichen Vernehmungen und Verdächtigungen ausgesetzt. Freunde und Verwandte litten unter Repressalien durch den Staatssicherheitsdienst, Kontaktverboten und Nachstellungen. Burkhardt Pingel, befreundet mit dem 1976 geflohenen Norbert Nachtweih, kam niemals in die DDR-Auswahl, mußte

direkt zum Wehrdienst, die Stasi drohte ihm mit Haft.

Jörg Kretzschmars Flucht scheiterte am 12. Juni 1984 zwei Kilometer vor der bulgarisch-griechischen Grenze. Nach der Verhaftung durch den bulgarischen Staatssicherheitsdienst landete er gefesselt in einem Verlies ohne frische Luft bei Wasser und Brot. Nach 26 Tagen wurde er zusammen mit “18 weiteren Gefangenen” in die DDR gebracht. Auf dem Flug nach Berlin-Schönefeld behandelten ihn die Bewacher wie einen Schwerverbrecher. Stasi-Vernehmer verhörten ihn zu seinen Fluchtmotiven und zu möglichen Mitwissern. “Es war die schlimmste Zeit meines Lebens”, berichtet er rückblickend. Kretzschmar wurde zu einem Jahr und neun Monaten Haft verurteilt. Zwölf Monate der Strafe verbüßte er im Stasi-Gefängnis in Dresden, dann kaufte ihn die Bundesrepublik frei. Mit dem Fußball hatte er “eigentlich abgeschlossen”. Doch dann kam alles anders. Der VfL Wolfsburg lud ihn zu einem Probetraining ein und nahm ihn unter Vertrag. Als sein Team 1988 im Mannschaftsbus zum Relegationsspiel gegen Hertha BSC auf der Transitautobahn nach Berlin fuhr, mußte Kretzschmar einen Flug nehmen. Für ihn galt noch immer ein Einreise- und Transitverbot.

Im Jahre 1979 nutzte der DDR-Auswahlspieler Lutz Eigendorf eine Begegnung seines Vereins BFC Dynamo mit dem 1. FC Kaiserslautern und blieb im Westen. “Tod dem Verräter” lautet die vom MfS-Minister Erich Mielke gegen Lutz Eigendorf ausgegebene Losung. Über 50 hauptamtliche und inoffizielle MfS-Mitarbeiter verfolgten vier Jahre lang die Spur des „Verräters“. Sowohl in Kaiserslautern als auch bei seinem späteren Verein in Braunschweig bespitzelten Stasi-Agenten den Fußballer. Lutz Eigendorf starb 1983 unter bis heute ungeklärten Umständen bei einem Autounfall in der Nähe von Braunschweig. Frank Lippmann von Dynamo Dresden fand in seiner 1 200 Seiten um-

fassenden Stasi-Akte Hinweise, ihn ähnlich wie Eigendorf “durch einen getürkten Unfall zu liquidieren”.

Bis heute sind die meisten geflüchteten Sportler dankbar für die Unterstützung, die ihnen im Westen widerfuhr. Den Mauerfall und das Ende des SED-Regimes erlebten sie als Bestätigung, “alles richtig gemacht zu haben”. Für Peter Kotte und Matthias Müller führte das Ende der DDR auch zu einer rechtsförmigen Rehabilitation, da ihre Inhaftierung “ohne Rechtsgrund erfolgte”. Auf die Frage, ob er alles noch einmal so machen würde wie am 7. Juli 1989, antwortete Axel Kruse, mit dem Wissen, was danach passierte, eher nicht. Mit seiner Flucht setzte er “alles auf eine Karte, um in den Westen zu gelangen” – 124 Tage später fiel die Mauer, und alle waren freigespielt.

*Angela Schmole*

**Liebermann, Doris: Ein Piratenstück: Der 1. Leipziger Herbstsalon 1984, seine Vorgeschichte und seine Protagonisten. ORT: Mitteldeutscher Verlag 2015, 344 Seiten, 24,95 €.**

Was war der “1. Leipziger Herbstsalon” im Jahr 1984? Der Name erinnert an eine legendäre Ausstellung – den “Ersten Deutschen Herbstsalon” des Galeristen Herwarth Walden, der im September 1913 in eigens angemieteten Räumen in der Potsdamer Straße in Berlin eröffnet wurde. Damals sah man modernste Werke bislang wenig bekannter Künstler wie August Macke und Franz Marc. Eine jährliche Ausstellung neuester Kunst hätte eigentlich daraus werden sollen, eine Institution wie der Pariser Salon d’Automne; doch nach Ausbruch des Krieges kam es dazu nicht.

Einmalig war und blieb auch der “1. Leipziger Herbstsalon”, der vom 15. November bis 7. Dezember 1984 im Messehaus am Markt stattfand. Diese Ausstellung war ein Bruch der gegebenen Regeln. In einem Staat, der die Kunst unter der

Vorgabe eines wie auch immer interpretierten “Sozialistischen Realismus” prinzipiell vereinnahmt hatte, waren es grundsätzlich Funktionäre der Partei, die darüber entschieden, welche Werke von welchen Künstlern wann und wo und wie gezeigt werden durften oder nicht. “Parteilichkeit” wurde von den Künstlern und ihren Werken verlangt; in den 1980er Jahren war das ein Begriff, der so oder so ausgelegt werden konnte, gemeint war jedoch immer der Nutzen für den SED-Staat. Im “1. Leipziger Herbstsalon” waren es sechs jüngere Künstler, die mit dieser Politik brachen. Sie zeigten ihr Werk in eigener Regie: Lutz Dammbeck, Günter Firit, Hans-Hendrik Grimmling, Frieder Heinze, Günther Huniat und Olaf Wegewitz. Als Maler, Filmemacher, Bildhauer standen sie weit abseits der staatlich massiv geförderten, repräsentativen Historienmalerei der berühmten “Leipziger Schule”. Sie waren eigensinnig im Sinne des Wortes, der Fabel näher als der Realität, eher “wild” und expressiv als abbildend; ihre Blicke auf Staat und Gesellschaft waren mitunter kritisch.

Ihr Auftritt, nach langer Planung mit List und mit Mut geglückt, war ein Bekenntnis zur Autonomie des Künstlers und zur Freiheit im öffentlichen Raum. “Es gab unter uns den Grundkonsens, daß man der Kunst Bedeutung verschaffen muß”, so sagte es Olaf Wegewitz. Einer Werbung für diese Veranstaltung bedurfte es nicht – die Zeitungen der DDR verschwiegen die Schau, und es strömten die Besucher. Die Ausstellung im Zentrum der Stadt wurde zu einem Beispiel individuellen künstlerischen Widerstandes. Die düpierte Partei, auf höchster Ebene informiert, vermied das öffentliche Aufsehen einer Schließung und legitimierte die Veranstaltung im Nachhinein – pro forma. “Es war ein Meilenstein auf dem Wege zur Implosion der DDR. Und zwar ein Meilenstein im Bereich der Bildenden Kunst”, so Heinz Klunker, damals Abteilungsleiter beim Deutschlandfunk und Besucher der Ausstellung, im Gespräch mit der Autorin.

Doris Liebermann hat gemeinsam mit dem Maler Hans-Hendrik Grimmling dessen Autobiographie *Die Umerziehung der Vögel* (Mitteldeutscher Verlag, 2008) verfaßt. In *Ein Piratenstück* widmet sie sich dieser einen, besonderen Ausstellung, die für Grimmling zum unmittelbaren Anlaß seiner Übersiedlung nach West-Berlin wurde. *Ein Piratenstück* ist ein Querschnitt, die Untersuchung eines historischen Geschehens in vielen Perspektiven. Die individuellen Lebensgeschichten der beteiligten Künstler, mit denen die Autorin gesprochen hat, nehmen Raum ein – man erfährt von ihren jeweils besonderen Motiven, ihren Erfahrungen, auch rückblickenden Einschätzungen.

Das erstaunliche Zustandekommen der Ausstellung, das Katalogvorwort von Klaus Werner, die Reaktionen bei ost- und westdeutschen Besuchern, die Resonanz in der westdeutschen Presse werden beschrieben. Die Reaktionen der Partei und des Künstlerverbandes auf verschiedenen Ebenen geben Einblick in die komplexen institutionellen Strukturen der Kulturpolitik der DDR. Die Ausstellung blieb für die beteiligten Künstler nicht folgenlos. Drei von ihnen, Lutz Dambeck, Hans-Hendrik Grimmling und Günter Firit, verließen 1986 das Land. Als eine Auswirkung des spektakulären Herbstsalons beschreibt Liebermann am Ende die Gründung der Leipziger Galerie "eigen + art", die sich ab 1986 in einer "Grauzone" entfalten konnte. *Ein Piratenstück* ist eine so transparente wie fundierte Dokumentation über einen selbstbestimmten öffentlichen Auftritt in der späten Zeit der DDR, deren oppositionelle Künstler in kompliziertesten Verhältnissen lebten. Das Werk dieser Künstler ist zum Teil noch zu entdecken.

*Felice Fey*

**Wjatscheslaw Daschitschew „Von Stalin zu Putin“ Aus dem Russischen von Christina Brock Ares Verlag, Graz 2015, 580 Seiten, 69,90 Euro**

In dreizehn Kapiteln und einem Epilog geht der russische Historiker Wjatscheslaw Daschitschew seiner „Suche nach Alternativen zur Gewalt- und Herrschaftspolitik“ nach. Dabei steht in erster Linie, wie es der Untertitel ankündigt, „Russland auf dem Prüfstand“. Einen besonderen Schwerpunkt legt Daschitschew auf die Auswirkungen der Außenpolitik.

Seine grundlegende Ablehnung des Stalinismus legt Wjatscheslaw Daschitschew, der als Erkundungsoffizier am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatte, nicht zuletzt vor seinem biographischen Hintergrund dar. Daschitschews Vater, dekorierter Held der Revolution und General der Roten Armee, war nur knapp den berichtigten Säuberungen entgangen.

Auf zwei seiner Kernthesen kommt Daschitschew, der nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in Deutschland verschiedene Gastprofessuren innehatte, im Laufe seines Werkes wiederholt zu sprechen. Zum einen war es seiner Meinung nach der marxistisch-leninistische Messianismus, der sich verhängnisvoll auf die Beziehungen der Sowjetunion zu anderen Ländern und nicht zuletzt auf die Entwicklung im eigenen Land ausgewirkt hatte. Dieser Messianismus war es auch, der in Folge des Sieges über Nazideutschland die mittel- und osteuropäischen Länder unter den hegemonialen Schirm der Sowjetunion gezwungen hatte.

Am überzeugendsten geraten dem Autor Einblicke in die Jahre von 1973 bis 1990, in denen er als Leiter der Abteilung für außenpolitische Probleme am „Institut für die Wirtschaft des sozialistischen Weltsystems“ bei der Akademie der Wissenschaften der UdSSR seine analytischen Fähigkeiten zugunsten einer weitsichtigen europäischen und vor allem deutschlandpolitischen Einschätzungen unter Beweis gestellt hatte. Umfangreiche abgedruckte

interne Vorlagen belegen, daß Daschitschew bereits sehr bald die Ost-West-Teilung Europas und vor allem Deutschlands als verhängnisvoll nicht zuletzt für den weiteren Fortbestand der Sowjetunion begriffen hatte.

Während er in der Stagnationsperiode unter Leonid Breschnew wie auch dessen kurzlebigen Nachfolgern auf taube Ohren, ja sogar persönliche Nachteile gestoßen war, eröffneten sich mit Michail Gorbatschows „Glasnost“- und „Perestrojka“-Programm neue Wirkungsmöglichkeiten. Nicht ohne Stolz führt Daschitschew unter anderem die Einschätzung des engen Gorbatschow-Beraters Anatolij Tschernjajew an, in der Daschitschews deutschlandpolitischen Expertisen ausdrücklich als dienlich und zielführend gewürdigt werden. Entsprechend spannend geraten Daschitschews Darlegungen der durchaus widerspruchsvollen Vorgänge in Bezug auf die deutsch-deutsche Annäherung, die schließlich zur Wiedervereinigung Deutschlands nicht zuletzt als Bündnispartner der NATO geführt hatte. Hier finden sich neben einer strukturierten Darstellung der historischen Abläufe wie auch der internen Reaktionen im Moskauer Regierungsapparat durchaus aufschlußreiche Einblicke. Unmißverständlich kritisiert Daschitschew den damaligen Leiter der Internationalen Abteilung des ZK der KPdSU Valentin Falin, dem er seine versuchte Hintertreibung der Wiedervereinigung zum Vorwurf macht.

Besonders hart ins Gericht geht Daschitschew mit Boris Jelzin, der nicht nur in schäbiger Weise die Auflösung der Sowjetunion betrieben hatte, sondern auch für einen nie dagewesenen Ruin Russlands verantwortlich sei. In der Analyse und Beschreibung der zweifelsohne zum Teil schwerwiegenden Fehler der Jelzin-Phase beginnen allerdings Daschitschews analytische Untersuchungen zunehmend in eine merkwürdige Polemik umzuschlagen. Seine Kernthesen des ideologischen Messianismus wie auch der damit verbundenen geopolitischen Hegemonie wendet

Daschitschew im zweiten, enttäuschenden Teil seines Buches auf die USA an. Dabei soll es nicht darum gehen, daß Kritik an den USA von vornherein sakrosankt ist. Im vorliegenden Fall zeigt sich hingegen, daß keine verwendete Quelle zu dubios ist, wenn nur der vermeintlich ausgemachte Gegner USA entlarvt werden soll. Befremdlich wirken in diesem Zusammenhang zitierte Autoren und Bücher der äußersten politischen Rechten. Naturgemäß gewinnen in diesem Zusammenhang irrationale Thesen die Oberhand und nehmen zuweilen den Charakter von Verschwörungstheorien an. Daschitschew unterzieht aus dieser Blickrichtung das Ende der Sowjetunion sowie den sich anschließenden Niedergang Russlands einer schonungslosen Kritik, die bis in die unmittelbare Gegenwart wie etwa die Vorgänge um die Annexion der Krim und den nicht erklärten Krieg Russlands in der Ostukraine anhält. Drahtzieher allen Unheils sind die USA, unter deren „Joch“(sic!) das heutige Europa angeblich ächzt. Ziel der USA ist das Niederhalten Russlands, und wer das anders sieht ist entweder naiv oder gekauft. Tertium non datur!

Angesichts der unter Beweis gestellten analytischen Fähigkeiten Daschitschews in Hinblick auf die sowjetische Außenpolitik wirken die groben Schnittmuster, mit welchen er die postsowjetische Wirklichkeit zu erklären sucht gelinde gesagt irritierend. Gegen Ende seiner Untersuchung zeigt sich immer mehr, daß bei aller vorhandenen Kritik am Stalinismus keine wirklich strukturelle Aufarbeitung des politischen „Systems sowjetischen Typs“ (Zdeněk Mlynář) geleistet wurde. Der permanente Hinweis auf Kampagnen und gesteuerte Manipulationen ersetzt keine wirkliche Analyse. Keine noch so übelwollende Außenpolitik der USA hätte es jemals vermocht, Russland, seine kulturellen Leistungen wie sein historisches Gedächtnis in solch desaströser und nachhaltiger Weise zu zerstören, wie es die

jahrzehntelange Herrschaft des Bolschewismus zustande gebracht hatte. Auch wenn sich die einstigen Großmächte USA und UdSSR im Kalten Krieg als Kontrahenten einander gegenüberstanden, handelt es sich dennoch nicht um zwei gleichartige gesellschaftliche wie politische Systeme.

Daschitschew übersieht geflissentlich, daß die USA, bei aller berechtigten Kritik an ihrem Land und ihrer Politik, zu den „offenen Gesellschaften“ (Karl Popper) zählt. „Wir alle waren Sowjetmenschen!“, seufzte Alexander Jakowlew, ehemaliges Mitglied des Politbüros der KPdSU und Vordenker der „Perestrojka“-Politik, als er in seinen Erinnerungen „Die Abgründe meines Jahrhunderts“ über die verheerenden Folgen der sowjetischen Diktatur für sein Land nachgedacht hatte. Am 01. Juni 2016 ist Wjatscheslaw Daschitschew in Moskau im Alter von 91 Jahren verstorben.

*Volker Strebel*

**Ackermann, Jan / Behne, Katharina / Buchta, Felix / Drobot, Marc / Knopp, Philipp: Metamorphosen des Extremismusbegriffes. Diskursanalytische Untersuchungen zur Dynamik einer funktionalen Unzulänglichkeit, Wiesbaden: Verlag Springer VS 2015, 256 Seiten, 39,99 €**

Der studentische Fachrat Politik der Leibniz-Universität Hannover forderte die studentische Vollversammlung auf, sie möge beschließen: „Die Studierendenschaft der Uni Hannover lehnt die Extremismustheorie ab. Außerdem fordert die Vollversammlung alle Studierenden auf, sich innerhalb ihrer Argumentationen nicht den wissenschaftlichen Kategorien der Extremismustheorie zu bedienen.“

Den studentischen Kleingeistern scheint nicht bewußt zu sein, daß sich totalitäre Gesinnung nicht zuletzt dadurch auszeichnet, daß sie die Freiheit der Wissenschaft fürchtet wie der Teufel das Weihwasser.

Doch die Gegner des Extremismusmodells (**die** Extremismustheorie gibt es überhaupt nicht) können sich auf Empfehlungen linker Gesinnungswissenschaftler beziehen, die sich seit Jahren mühen, die Untauglichkeit des Extremismusbegriffs zu belegen. Zumeist kommen sie aber über billige politisch motivierte Polemik nicht hinaus. Sie beschränken sich auf „begriffliche Eiertänze“; empirische Betrachtungen und Forschungsergebnisse sind ihnen fremd. Ein Meister dieses Genres ist der Historiker Wolfgang Wippermann, der gegen das Extremismusmodell verbal poltert, ohne den empirischen Gegenstand und die Argumentationsweisen verstanden zu haben.

Fünf Dresdner Nachwuchs\_wissenschaftlerinnen bemühen sich nun auf 256 Seiten, die Entstehung und Entwicklung des Extremismusbegriffs als politisches Kampfinstrument der politisch Herrschenden und ihrer Wissenschaftler zu charakterisieren und zu verdammen. Im einleitenden Essay geben die betreuenden Dozent\_innen Timo Heim und Patrick Wöhrle die Richtung der Argumentation ihren Schüler\_innen vor. Sie gehen davon aus, „[...] daß der ‚Extremismus‘ als erfolgreiches ideologisches Konstrukt – im klassischen Sinne eines ‚notwendig falschen Bewußtseins‘ – so lange gegen jede Kritik resistent bleiben dürfte, wie er seine praktischen Ordnungs- und Orientierungsfunktion hinreichend erfüllt. So lange ‚transnormalistische Alternativen‘, die die Ursachen der Denormalisierungsängste verschwinden lassen und andere Formen des demokratischen Umgangs mit Konflikten und Differenzen entwickeln könnten, nicht in Aussicht stehen, bleiben die hier skizzierten Grenzmarkierungs- und Orientierungsfunktionen der Extremismusemantik valent.“ Oh, oh, oh!

Die Nachwuchs\_wissenschaftlerinnen beginnen ihre Entlarvung des Extremismusbegriffs mit einem Kapitel zu seiner gesellschaftlichen Relevanz und rekonstruieren anschließend aus ihrem Blickwinkel Wandel und Funktion dieses Begriffs von

1968 bis 2001. Selbstverständlich steht das Ergebnis ihrer „Analyse“ schon zuvor fest: Der Extremismusbegriff ist ein politisch konstruierter Begriff zur Herrschaftssicherung.

In geschlechtergerechter Schreibweise verbunden mit einer verquastenen pseudowissenschaftlichen Soziologensprache kommen sie auf Basis der „Methode der Kritischen Diskursanalyse (KdA)“ Schritt für Schritt vermeintlich dem Phänomen „Extremismus“ auf die Spur. In Zeitungen und Zeitschriften, in der Wissenschaft, aber auch in der politischen Bildung wird der Extremismusbegriff benutzt, um – so die Autor\_innen – aufrechte Kämpfer für eine bessere Gesellschaft als Extremisten zu denunzieren und politisch auszugrenzen.

Die Schlußbetrachtung bestätigt ihre Eingangs aufgestellte These: „Wie bereits mehrfach angemerkt, bewegt sich der Extremismusbegriff im Spannungsfeld zwischen flexiblem und Protonormalismus [...] Diese Konstellation kann unter Umständen zu einem massenhaften Doppelleben (Fassadennormalität) oder zu einem kulturevolutionären Bruch führen. In der Geschichte des Extremismusbegriffes lassen sich beide Varianten finden. Auf der einen Seite stehen das Risiko des Einzelnen vor Ausschluß sowie die Denormalisierungsangst, die von der Befürchtung getragen ist, daß die Mehrheitsgesellschaft Haltungen pflegen könnte, die üblicherweise dem anormalen Spektrum (Extremist\_innen) zugeordnet werden. Diese Angst kann jedoch von der Politik höherstufig instrumentalisiert werden.“

Die Funktion der Extremismusformel sei „das Bereitstellen einer spezifischen interdiskursiven Schnittstelle zwischen juristischem Spezialdiskurs und Elementardiskurs der Gegenwart [...],“ verstanden als „die flexible Durchsetzung (und ggf. Verschiebung) von temporär gleichwohl relativ harten, quasi protonormalistischen Innen-Außen-Unterscheidungen innerhalb einer (noch) eher flexibel-normalistisch verfassten Alltagswelt [...].“

Bei so viel aktuellem und noch weiter drohendem Unheil plädieren die Nachwuchs\_wissenschaftlerinnen für eine „ergänzende Analyse des Extremismusdispositivs“. Schließlich begleite und begründe er „das neu formierte und sich weiter transformierende Demokratieverständnis der BRD“ in Richtung postdemokratischer Staatlichkeit.

Tja, angesichts dieser preisverdächtigen sprachlichen und wissenschaftlichen Brillanz bleibt dem Rezensenten nur die Empfehlung an die Student\_innen der Universität Hannover, ihren Verbotsantrag zurückzunehmen, damit sie sich später als Nachwuchs\_wissenschaftlerinnen in entsprechenden diskursanalytischen Untersuchungen beweisen können. Es wäre doch schade, wenn so ein von progressiven Kräften mühevoll kritizierter Begriff verschwände!

*Klaus Schroeder*